

VOR DEN LANDEN  
Die Reisenden

2013

## Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Prolog</b>	<b>5</b>
<b>2</b>	<b>Der Welten eigen</b>	<b>9</b>
<b>3</b>	<b>Im Rückblick</b>	<b>17</b>
<b>4</b>	<b>Der Schuldner</b>	<b>21</b>
<b>5</b>	<b>Die Prüfung</b>	<b>27</b>
<b>6</b>	<b>Stift und Ring</b>	<b>49</b>
<b>7</b>	<b>Die Geflohene</b>	<b>97</b>
<b>8</b>	<b>Der Schrein</b>	<b>119</b>
<b>9</b>	<b>Der Winter</b>	<b>137</b>
<b>10</b>	<b>Die Flucht</b>	<b>151</b>

*An den einen Geist, der den weisen,  
aufgebenden  
gegen den unbändigen,  
unwissenden stellt.  
Und doch beide zu selber Zeit ist.*



## 1 Prolog

Die hier dargestellten Ereignisse geschahen vor einigen tausend Jahren. Zu einer Zeit, als das Antlitz der Welt noch ein einziger Urwald gewesen ist. Als die Sonne die fern am Horizont blühenden Berggipfel noch vollkommen unverfroren schluckte und nicht – wie in heutiger Zeit – sich ihnen erst zaghaft annähert, um dann vor ihnen zu erweichen und zu zerfließen.

Es ist eine Zeit, in der sich Machthaber jedes Stammes und jeder Kultur einander schämend veräußern, und diesen Nachteil wettmachen wollen, indem sie Stärke zeigen. Die Konsequenz dieses einfachen Gedankens ist in den meisten Fällen ein Konflikt, ein Krieg oder wenigstens eine Intrige. Niemand wird letztlich wissen, was wirklich alles geschehen ist.

Es ist bereits der vierzehnte Winter verstrichen, seitdem sich ein selbsternannter Regent aufgeschwungen hat zum Gebieter über die weiten Lande im Osten. Fast niemand kennt seinen Namen, geschweige denn die Zahl seiner Anhänger oder ob es eine privilegierte und gewollte Herrschaft ist. Oder ob es nur ein weiterer etwas einflußreicherer Stadthalter sey, der sich einfach etwas mehr einbildet, wie in den letzten Jahren oft geschehen. Manche sagen sogar, er wäre längst tot.

In dem hier beschriebenen Jahrhundert steht es den Einwohnern nicht frei, sich eine Meinung zu bilden. Allein, es ist kein Gebot dafür verantwortlich, sondern der Mangel an Informationen. Die Weite der Wildnis auf diesem Kontinent macht es unmöglich, verlässliche Informationen zu erhalten, so daß es unumgänglich ist, sich beispielsweise als Einwohner eines Dorfes darüber sicherzusein, was die wahren Anliegen eines Gerüchtes sind. Durchaus ist sogar denkbar, daß eine Legende längst gelöst ist, ehe ihr Gerücht in die Ohren neugieriger und weit abseits aller Wege lebender Menschen dringt. Und so wußte auch niemand, ob es

den besagten Herrscher im Osten gibt, es ihn gab oder je gegeben hat.

Wie Fußschlingen wirken die weiten Ebenen und Sümpfe, die dichten und finsternen Wälder, die Größe der Seen, die an Meere erinnern. Niemand kennt das Gesamtbild, es gibt keine Karte von diesem Kontinent. Und es herrscht die allgemeine Meinung, daß dieß die einzige Landmasse der bekannten Welt sein müsse.

Wie zu oft bewirkt der Mangel an Informationen und Vertrauen, daß sich die Menschen ein Bild von etwas machen, das es möglicherweise gar nicht gibt. So können die Kinder dieser Welt alle acht großen Städte dieses Landes sofort nennen, aber mehr auch nicht. Sie wissen nichts über ihre Geschichte, ihre Einwohner, ihre Belange und Beziehungen, Legenden und Geheimnisse. Für wahr kennen die Einwohner ihr Dorf und das des Nachbarn, den Wald dazwischen und vielleicht noch mehr. Doch kennt niemand alle Dörfer: Die Küstenbewohner kennen die Inseln und die Untiefen im Schelf. Die Bergbewohner wissen von jeder Schlucht, Höhle und unerforschten Abgrund, sind sich aber wiederum nicht einig, ob es überhaupt eine Küste an den Rändern dieser Welt gibt. Es gibt keine einheitliche Karte dieses Kontinents und in jedem Dorf kann man eine Skizze der Umgebung eintauschen, die wieder nur andere Details zeigt. Jedoch kennt niemand das Gesamtbild, wie auch der Mensch niemals alles wissen kann.

In einer solchen Welt, die sich in ihrer Gesamtheit niemand vorzustellen fähig ist, obwohl man in ihr lebt, gibt es eine außerordentliche Anzahl von Mythen und unerforschten Problemen; eine Vielzahl unterschiedlichster Charaktere mit unterschiedlichsten Beweggründen und Ansichten vom Leben; gibt es Orte, die niemals jemand betreten hat; und Orte, die man kennt und sich dennoch an ihnen verläuft. In einer solchen Welt, wo es nicht ungewöhnlich ist, daß Fremde in einem Ort erscheinen und nach ihrem Verlassen niemals wieder gesehen werden. Wo es nicht ungewöhnlich

ist, wenn die Menschen ihr Leben lang in einer Siedlung leben und doch kaum mehr gesehen haben als den Weg zum Fluß. In einer solchen Welt, wo es nicht einmal unplausibel ist, daß jemand einfach so erscheinen kann und selbst zur Legende wird. In einer Welt voller Möglichkeiten.

**T**rotzdem ist dieß keine weitere Geschichte von jemanden, der auf ungewöhnliche Weise die Welt retten konnte. Ich halte diese Geschichten für unrealistisch. Und auch Geschichten, in denen die bloße Möglichkeit zum Greifen nah offeriert wird, die Welt vom Abgrund heraufzuziehen, halte ich für unhaltbar und lächerlich. Vielleicht ist dieß aber nur die Geschichte von Menschen, die sich selbst zu retten versuchen, und die Geschicke ihrer Umgebenden.

\*\*\*



## 2 Der Welten eigen

**I**mmer wieder erwachte der alte Mann im Schein des Feuers, ließ seine Augen einen Moment schweifen, um sie schließlich ermattet wieder zufallen zu lassen. Dann ruhte er eine halbe Stunde und erwachte aufs neue.

Schuld daran war weniger der steife Wind, der durch die Überreste des alten Gebäudes pfiß. Bis zum Sonnenuntergang hatten die Reisenden keine andere Deckung zum Übernachten aufsuchen können und waren letztlich hier gelandet. Die Ruine hatte kein Dach mehr; weder die Reste der Mauern noch der Boden gaben einen Hinweis darauf, zu welchem Zweck das Häuslein gebaut worden war, zumal es inmitten einer weiten Ebene und fern von jedem Wasserlauf lag.

Die Sterne schienen unregelmäßig zu glitzern, waren sie vom Rauch des aufsteigenden Lagerfeuers beeinträchtigt. Viel Wärme gab es ohnehin nicht mehr her; so gefror der Atem, der aus den Decken hervorgestoßen wurde. Und der Alte erwachte nicht wegen seiner eigenen zitternden Glieder, oder aufgrund seiner altersbedingten Schlaflosigkeit, sondern wegen des regen und in einigen Minuten Abstand auftretenden Hustens seines schlafenden Nachbarn. Doch wie hätte er seinem Schüler je gram sein können, wo er doch der alleinige Verantwortliche für ihn war? Am nächsten Tag würde er gewiß versuchen, einige Heilpflanzen aufzusammeln, mit denen sich der Hustenreiz mildern ließe.

Im wankelmütigen Versuch, in den Schlaf zurückzufinden, um den Gaben seiner Götter zu entsprechen, drehte sich der Alte unaufhörlich hin und her und konnte doch nicht schlafen. Wie er resümierte, konnte er sich an keine einzige Nacht seit Jahren erinnern, an dem ihm nicht seine Schuld ins Gewissen kam. Es mag sein, daß es damit zu tun hatte, daß er seinen Lehrling jeden neuen Tag um sich hatte, und es gerne wußte.

Statthaft wie immer und sich gegen die Abenteuer eines

jeden neuen Tageslichtes wappnend, stand er da in der Sonne und wusch sein Gesicht mit Wasser aus einer Pfütze, die sich über Nacht angesammelt hatte. Von seinem Husten war nichts mehr zu bemerken, vielleicht unterdrückte er ihn auch nur. Der Alte dagegen tat sich immer etwas schwer, beim ersten Licht zu erheben. Das hatte nichts mit Bequemlichkeit zu tun, sondern mit einem seltsamen Alter, das ihm anhaftete. Dem Lehrling hatte er nie gesagt, wie alt er wirklich sey; genau genommen hatte er es ihn auch nur ein einziges Mal gefragt und danach nie wieder. Das Besondere nun war, daß es der Alte selbst nicht mehr wußte. Wer zählt schon die vielen Jahreszeiten mit und kann nach einer gefühlten Ewigkeit sagen: »Heute bin ich genau 72 Winter alt?« Dabei hätte er diese Frage nicht einmal beantworten können, wenn er ein gutes Gedächtnis gehabt hätte! Schließlich hatte ihm nie jemand gesagt, wann er geboren wurde; niemand wußte es!

Dieser Mann hatte keine Vergangenheit, konnte sich nicht an die Namen der Mutter und Geschwister erinnern und wenn er in einem Satz zusammenfassen sollte, woher er kam, würde er sagen: Aus dem Wald, wo ich mich von Pflanzen ernährte. Als er schließlich ein Alter erreichte, in dem er sich erstmals Gedanken über sein Alter machte und darüber hinaus nun endlich die Fertigkeit entwickelt hatte, sein eigenes Alter auch schätzen zu können, war er bereits fünfzehn Jahre auf der Welt.

Nun, dieser Alte hatte kein sehr gutes Gedächtnis, aber ein Gespür für Leben und die Menschlichkeit; hatte Güte und eine Form der Macht, die man erst erklären und verstehen kann, wenn sie zur Anwendung kommt. Und so sah er es mit Wohlwollen, daß ein junger ungeduldiger Lehrling jeden Morgen eifrig loszog, nach einer Weile mit ein paar Fischen oder etwas erjagtem Wild über der Schulter wiederkam, um das Frühstück zu bereiten.

Dem jungen Mann dagegen fehlte es ebenso an Egoismus, Faulheit und eben auch Geduld. Viel zu überstürzt begann

der Jüngling den Tag, wie der Alte mit Bedauern und Hoffnung beobachtete. So konnte er nur müßig nachsehen, wie flink der Jüngling in den Büschen verschwand und lautlos wiedererschien, mit Wildbeute, von denen der viel ältere und eigentlich lebenserfahrenere Mann nicht einmal sagen konnte, wo man danach suchen müsse. Diesen Morgen gab es zwei kleine Vögel, die der Jüngling auf einen Spieß steckte und über das Feuer legte, das der Alte inzwischen geschickt entfacht hatte. Und wie jeden Morgen knisterte das Feuer zwischen ihnen, und der Junge berichtete von seiner glorreichen Jagd, seinem eigentlich unerheblichen Abenteuer, seiner offenkundiger und doch nicht bemerkten Unwissenheit. Und während der Alte behende in seinen Vogel biß, erfreute er sich an der jungen Stimme und wußte genau, daß er ihm endlich einmal beibringen sollte, daß es keinerlei Stärke bedeutet, in der Jagd nach Vögeln gut zu sein.

»Erst fand ich ja nichts, still und unbelebt schienen die Büsche. Und plötzlich stieg ich auf diese kleine Anhöhe, den Spieß im Anschlag und weit mein Blick. Da waren sie: Sie hüpfen durchs Geflecht am Boden, verschwanden, erschienen, wie zwei einander haschende Schatten. Meiner Pirsch unbesehen führen sie mit dem Leben fort, bis ich es ihnen nahm: Blitzschnell und von gewaltiger Kraft warf ich das Netz über sie, dann stieß ich sie tot.«

»Ja, ja«, ergänzte der Alte. Freilich hatte er diese und ähnliche Geschichten schon Dutzende Male gehört. Und doch war er weniger gelangweilt als durch den dadurch hervorgerufenen Gedanken besorgt, wie es mit dem jungen Mann weitergehen sollte. Er schaute auf ihn, musterte seine Gestalt, sein wildwachsendes Haar, seinen ersten Bart, seine starken Hände und ruhigen Augen. Gewiß war er einer der geschicktesten Jäger, die er kannte, vielleicht war er der einzige. Trotzdem war er alleine, sah man von seiner Begleitung – dem Alten – ab. Es konnte nicht gut sein, wenn ein Jüngling allein von einem Greis geschult und über das Leben unterrichtet wird, ohne unter seinesgleichen und Gleichaltrigen zu

sein.

Es mag zunächst nach einer einfachen Aufgabe klingen, den Jüngling zu anderen jungen Menschen zu bringen – würde man in einer Welt leben, die dieß ermöglichte. In der Tat war es aber so, daß die beiden Wanderer bereits seit Wochen keinem Menschen mehr begegnet sind; der letzte war ein uralter Schäfer, der weitab von seinem Dorf die grünen Wiesen aufsuchte. Die ewigen Landstriche waren nur beschwerlich zu durchqueren: So gab es wie erwähnt keine einheitlichen und verlässlichen Karten; Sümpfe und Seen dort, wo keine sein sollten; ausgedehnte Urwälder, deren Durchquerung Tage und Wochen dauerte.

Auf den regelmäßigen Erwerb oder Eintauch von Lebensmitteln konnte kein Gedanke verschwendet werden; es gab in dieser Welt fast niemanden, der sich nicht selbst aus der Natur ernähren konnte. Insofern gleicht diese Welt der Wiedergabe einer autonomen Gesellschaft, in der jeder sehr selbständig oder auch alleine ist, sofern er sich nicht mit anderen in einer kleinen Siedlung zusammengefunden hat, wo Fertigkeiten und Ressourcen geteilt, genutzt und verbraucht werden.

Der Alte wußte sehr genau, wie man sich in der Natur zurechtfindet; er meinte von sich selbst, kein Bedürfnis an einer größeren Zusammenkunft aus Menschen zu empfinden; der Jüngling entsprach dem äußersten Limit seiner Toleranz. Und doch widmete er ihm alle Aufmerksamkeit, als wäre er, der so tobend durch den Wald jagt, Ziel seines Lebens. Und da er ihm so viel bedeutete, hatte er inzwischen auch ein kleines medizinisches Präparat hergestellt:

»Nimm das und kaue es mit deinem Fleisch«, reichte er ihm ein grünes Eichenblatt, in das er ein paar zerstoßene Pflanzenwurzeln eingerollt hatte. Wortlos nahm er es an und tat wie ihm geheißen. Er hatte gelernt, fraglos seiner medizinischen Kenntnis zu vertrauen und war schon jetzt überzeugt, daß der Husten keinen Tag mehr währen sollte.

Aber was nur trieb die beiden in diese Gegend? Der Kon-

continent Primm war riesig; kein Mensch hätte ihn je in seinem ganzen Leben durchwandern können! Der Alte wußte nicht genau, auf welchem Weg sie waren; er wußte nicht, an welcher Stelle auf Primm sie seien, aber wenigstens nicht nahe der Küste. Die Wälder schienen so unendlich, daß man glauben mußte, die ganze Welt bestünde nur aus Wald. Er jedoch hatte schon die weiten und kahlen Landstriche im Norden besucht und sogar das Hudennakker Moor. Es gab also noch etwas anderes.

Die grenzenlose Unabhängigkeit seiner Kenntnisse darüber, aus und in der Natur zu leben, machten eine bestimmte Lebensaufgabe überflüssig. Er konnte sich ganz seiner Erforschung der Umwelt widmen und Interessen nachgehen, für die so mancher niemals Zeit erübrigen könnte. Lebte man in einer der Siedlungen, wurde erwartet, seinen Beitrag zu leisten, und wenn es nur Holzhacken ist.

Der Alte strebte nicht nach dieser Form von Leben, wollte lieber unabhängig sein und war es auch, bis ihm das Leben des Jungen anvertraut worden ist.

Aber suchten sie nach etwas Bestimmten? Einer besonderen Behausung, in der sie bleiben könnten, möglicherweise eine verlassene Hütte im Wald? Suchten sie einen Schatz oder eine bestimmte Person? Waren sie auf dem Weg in eine der großen Städte oder an die gewaltigen Flüsse im Zentrum des Kontinents? Der Alte wußte es nicht und es war wohl nichts von all dem. Er lebte einfach nur vor sich hin. Und vor allem hoffte er, der Jüngling würde ihn nicht eines Tages danach fragen, was sie eigentlich hier tun; was ihr Wesensbild ist.

Schon seit Anfang des Jahres durchstreiften die beiden die hiesigen Wälder, ohne einen nennenswerten Fortschritt zu machen: Wenn sie auch den ganzen Tag voranzukommen glaubten, erreichten sie am Abend eine Region, die sich von der am Morgen verlassenen nicht wesentlich unterschied – Bäume, wohin man auch sah.

Eine bestimmte Stadt oder Siedlung erreichen zu wollen,

ergab ebenfalls keinen Sinn. Denn es gab keine Wege, keine Karten, keine Schilder. Die kleineren Siedlungen fand man sowieso nicht, wenn man nicht aus einer von ihnen kam. Die größeren Städte dagegen waren im Glücksfall laut Gerücht anhand bestimmter Kriterien auffindbar: So hieß es beispielsweise für die Stadt nahe dem Weeter Moor: »Folge der Quelle des großen Flusses nach Osten und den zweiten Zulauf wieder hinauf. Gehe noch zehn Tage, dann zehn Tage nach Süden. Dort erkennst du in der Ferne zwei glockenartige Felsspitzen. Von denen rechts gelegen liegt eine weite Niederung, der du bis zur Küste folgst und nach rund zwanzig Tagen auf ein Moor triffst. Den einzigen Weg, der durchs Moor führt, folgst du nach Norden, dann erreichst du diese Stadt.« – Wie man sieht, eine mehr als schwammige Wegbeschreibung.

Für die beiden stellte sich aber die Frage: War es denn überhaupt erstrebenswert, eine dieser Städte zu erreichen? Sie waren Abwechslung, gewiß, vor allem für den jungen Burschen. Aber sie waren auch voller Sünde und Dummheit, Gier und Tod. Der Alte selbst hatte nur drei von ihnen selbst besucht, allein der Weg von der einen zur anderen Stadt hatte ihn damals beinahe ein halbes Jahr gekostet! Und auf die dritte Stadt stieß er nur zufällig. Entsprechend überrascht waren ihre Einwohner über den *Fremden von außerhalb*. Die meisten hatten sich nie mehr als ein paar Stunden vor den Stadtmauern herumgetrieben und wußten nicht einmal, daß es noch mehr große Städte in ihrer Welt gibt. Holz und Lebensmittel erzeugten oder gewannen sie in der unmittelbaren Umgebung, so daß niemals der Bedarf bestand, sich weiter hinauszuwagen.

**M**eister? Folgen wir heute weiter der Spur der Hirsche? Ich mag die weite Ebene bei tief stehender Sonne. Es scheint dann immer so, als brenne sie die ersten aus der Erde schauenden Grashalme nieder. Und ihre Schatten wandeln die Ebene in ein schwarzes Meer. Aber wenn wir jagen wol-

len, müßten wir mehr Deckung haben. Ich glaube, im Wald, von Bäumen beschirmt, haben wir bessere Chancen.«

Der Alte fühlte durchaus mit ihm und seinen romantischen Gedanken: Die weite Ebene, die er so viele Jahre nicht betreten hatte, lag erst seit einigen Wochen vor ihnen. Allein aus einer Gras-Steppe bestand sie nicht; es gab weitläufige Areale mit mannshohen Büschen, Kräuterdecken und Heiden aus Birken und anderen schwächtigen Hölzern. Sie standen in keinem Vergleich zu dem finsternen Lärchen-Wald, den der Große Forst ausbildete, wußten aber für sich selbst Reiz auszusprechen. Inmitten eines herbstlich gelbroten Teppichs aus Birkenblättern zu wandern und nach den letztgeborenen, krummen Winterpilzen Ausschau zu halten, war eine der Lieblingstätigkeiten des alten Mannes.

»Ich muß ihm unbedingt beibringen«, dachte er bei sich, »daß die Jagd allein, so viel Spaß sie ihm auch bereiten würde, nicht Zweck des Daseins ist, und noch nicht einmal ihr größtes Geheimnis.«

Wann immer sich die Gelegenheit ergab, versuchte er ihn in den Umgang des Unterscheidens von Eßbarem und Heilpflanzen einzuweisen; jedoch interessierte sich der Junge immer nur für Abenteuer und Gefahr. Andererseits hatte er noch nicht einmal die Erwachsenenreife erreicht, so sollte es ihm vergönnt bleiben, noch ein wenig seine Fertigkeiten auszutesten. Schaden würde es ihm sicher nicht.

Kyl hatte noch sein ganzes Leben vor sich und von Primm, der Welt in der sie leben, noch fast gar nichts gesehen. Einige wenige Dutzend Tagesmärsche in der weiten Grasebene, und Jahre in überschaubaren Wäldern. Sie sind so unterschiedlich zum Rest der Welt, als hätte man eine Maus in seinem Gürtel-Beutel gehalten und gefüttert, und würde sie nun in der wahren Natur aussetzen. Ihm all sein Wissen zu vermitteln, machte sich der Alte zum Ziel, ehe er diese Welt – alleine – wieder verlassen mußte.

Kyl hatte sich durch das Jagen erwärmt und kühlte nun gewissermaßen ab. Sein Gegenüber dagegen fröstelte es noch

immer von der mondlosen Nacht: Mit Unbehagen gedenkt er der scharf pfeifenden Winde, die beim Reisen über das flache Land sich an keinem Hindernis brechen und vor denen es keine Deckung gibt. Wenn möglich, legen sich die beiden für die Nacht in eine Kuhle, eine Auen-Niederung oder die Rastwannen von wilden Schweinen; heben etwas Erde ab und betten sie wieder mit Streu, Blättern oder was eben greifbar ist. Meistens bedeckt sich der Alte mit einer Decke aus grob gewebten Leinen, die ihn kaum wärmt. Kyl dagegen gibt sich meist mit etwas Laub zufrieden und schlingt die Arme um sich selbst.

In den letzten Tagen sind sie auch keinem Gewässer mehr begegnet, an dem sie ihre Kleider hätten waschen können; schon am ganzen Leib juckt es ihn und am liebsten will er sich in ein Wasser suhlen. Ein Leben der Enthaltbarkeit bringt diese Formen der Unannehmlichkeiten mit sich. Aber man wird nie daran sterben. Vor allem, wenn ein freier Geist dahintersteht.

\*\*\*

### 3 Im Rückblick

**M**ehr als die Gegenwart beschäftigte ihn die Vergangenheit. Jene Schuld, an die er bei jedem Atemzug erinnert wäre; bei jedem Gespräch, das er mit seinem Schüler Kyl führt.

Kyl nämlich ist kein freiwilliger Schüler. Nicht jemand, der die Künste der Naturforschung gesucht hat und sie gerade bei ihm erlernen wollte. Nein, Kyl wurde gewissermaßen von Galortin aufgenommen als sein Sohn. Als sein Sohn und Schüler zugleich.

Die Erklärung der viele Jahre alten Schuld liegt tief in Galortin verborgen: Wann immer es ging, wendete er sich lästigen und beschämenden Fragen ab, jedoch niemals der Schuld selbst. Als weiser Mann kennt er den Unterschied zwischen Spiel – allen voran dem Spiel gegen sich selbst – und Wahrheit.

Sobald Kyl die Frage andeutete, woher er kam oder wie seine Eltern gestorben seien, lügt Galortin ihn an; er wüßte es nicht, könne sich nicht erinnern. Es wird die Zeit kommen, da Kyl diese Art der Antworten nicht länger hinnehmen wird. Nur Galortin selbst weiß, wie es genau geschehen ist. Und wahrlich kann er sich an jedes einzelne Detail dieser schrecklichen Tat erinnern.

Ein jedes Mal schließt er im Gebet die Augen, betet nur wenige Male im Jahr. Eine Träne deutet sich an, dann eine weitere. Galortin ruft sich sehr behutsam die Gesichter von Kyls Eltern ins Gedächtnis, sie werden daraus auch niemals entkommen, sind ewige Gefangene. Dann murmelt er einige Worte, die nur er selbst kennt, und dann wieder das Bild der beiden Erwachsenen mit ihrem etwa vierjährigen Kind Kyl zwischen ihnen. Die Mutter hält es an der Schulter zurück, der Vater geht mit überraschten Gesicht in eine Abwehrstellung, als die beiden Soldaten die Hütte stürmen und mit Schwertern auf sie einschlagen wollen. Die Tür springt auf, der Wind bläst die Laterne aus; Galortin weiß nicht, wohin

er seine Macht lenken soll.

Als sich alles beruhigt hat, ist es totenstill. Die Tür schlägt im Wind gegen den Schrank, immer und immer wieder. Das erste Mal in seinem Leben verspürt Galortin große Furcht vor dem, was er getan haben könnte. Nur zögernd wagt er sich in die Hütte zurück, nachdem er sie – den Mond suchend – verlassen hat. Er entzündet ein Licht und sieht, wie Kyl unter den toten Körpern seiner Eltern begraben ist. Doch er lebt. Die beiden Soldaten hat die Wucht der Explosion hinter das Bett und gegen den Tisch geschleudert, auch ihre Leben sind ausgehaucht.

Galortin tritt fest und bestimmend auf dem Holzboden, sein Gesicht ist dem ein Gegenteil. Er will nicht wahrhaben, was soeben Wirklichkeit wurde; wünscht aus ganzer Seele, sogleich aus einem Traum zu erwachen. Aber der Traum wird nicht unterbrochen, als sich Kyl erhebt und dabei den Leichnam seiner Mutter von sich schiebt. Er blickt in ihre Augen, als wollte er sich verabschieden, und doch gleichsam wie Galortin: Mit einem Verlust an Erinnerung, gewollt und verschuldet.

Er reicht ihm die Hand, zieht ihn hinauf und hält das Licht vor sein Gesicht, während er sich niederbeugt. Vor diesem Tag hatte er den Jungen des Kerzenmachers nie genauer betrachtet, nur wahrgenommen. Kein Wort fiel zwischen ihnen. Wußte das Kind überhaupt wer er sey?

An diesem Tag war Galortin wieder einmal seit Monaten in dem Dorf an der Küste erschienen, um neue Kerzen für sein Atelier zu kaufen. Schon damals konnte er sich umfassend aus der Natur ernähren, nur fehlte es ihm an Wachs, um mit Licht durch die Nacht zu kommen, Höhlen zu erforschen, Löcher zu flicken und so weiter. Dazu besuchte er diesen Kerzenmacher, tauschte einige Edelsteine ein, die er in den Bergen gefunden hatte. Für den Kerzenmacher gewiß ein gutes Geschäft, der sonst nur vom Verkauf seines Honigs lebte. Wäre er nur einen Tag eher oder später zu ihm gekommen, wären sich Galortin und Kyl niemals begegnet.

Erst nachdem sie in derselben Nacht das Dorf verlassen und im nahen Wald gerastet hatten, wurde Galortin bewußt, daß er niemals wieder zu seinem Atelier zurückkehren konnte und von diesem Tag an ein ganz anderer geworden war.

Der Alte erinnert sich gut, wie ruhig das Kind damals in seinen Armen eingeschlafen war. Vollkommen wortlos hatte der Junge all das hingenommen und ihn fraglos als seinen Vater akzeptiert. Möglicherweise war es der Schock, der ihn seine Kindheit und seine Eltern vergessen ließ. Aber noch nicht einmal ein Schrei beim Anblick des blutigen Gesichts seiner nächsten Verwandten?

Die Macht zu töten war Galortin bekannt gewesen. Selbst sein Lehrer hatte dieses Potential niemals ausgeschöpft, hatte davor gewarnt, leichtsinnig und unkontrolliert seine Gedanken auf das Gesehene zu legen. Er mahnte immer, dieß würde einen Teil des Wesensbildes dieser Welt absterben lassen. Mit jedem Mal ein wenig mehr. Galortin hatte diese Worte bis zu jenem Tag auch ernst genommen, nie mehr von sich gezeigt, als er zu erhalten fähig war.

Man verstehe das richtig: Diese Welt, in der sie leben, ist keine Welt in der sich Fantasie und Wirklichkeit vermischen! Galortin ist der Magie fähig, jedoch schwingt er keinen Zauberstab und spricht Formeln dazu! Er entsendet keine Feuerblitze oder kann Tote wiedererwecken. Wozu die Magier dieser Zeit dagegen fähig sind ist, geschehen lassen zu können, was tatsächlich möglich ist. Wenn Kyls Mutter den Eintopf von der Feuerstelle mit bloßer Muskelkraft zum Tisch befördern konnte, würde dieß auch mit *magischer* Willenskraft geschehen können. Galortin hätte den Kochtopf natürlich nicht in Nichts auflösen können, jedoch hätte er ihn ohne zu Berühren bewegen können, solange es nur möglich und denkbar ist.

Gewiß, er hatte nicht vor, den Topf zu bewegen. Derartige *Hexenkünste* stoßen unter den Gemeinen in jedem Jahrhundert auf Ablehnung. Selbst Kyl, der nun schon viele Jahre mit ihm unterwegs ist, hat beinahe nie irgendeine Form von Ma-

gie oder seltsamer Phänomene von Galortin ausgehen sehen; vielleicht vermied er die Zurschaustellung seiner Fertigkeiten. In der besagten Nacht jedoch offenbarte er urplötzlich all sein Potential: Tötete mit einem Augenschlag ungerichtet die vier Menschen im Zimmer.

Wie er das gemacht hatte, blieb unbekannt. Ob er es wiederholen könnte, blieb unbekannt. Von da an waren sie zu Zweit.

\*\*\*

## 4 Der Schuldner

**E**s mag auf Prinm keinem Menschen geben, der sich mehr Schuld auflastete als er. Die Entscheidung, seine Fertigkeiten, mit dem nackten Willen Dinge zu bewegen oder seltsame Erscheinungen hervorzurufen oder gar Menschen zu verletzen, abzulegen, fiel ihm schwerer als zunächst gedacht. Er war nicht wie ein dummes Kind, das vor seinen Freunden prahlt, mit einer Armbrust gut schießen zu können; und dann – da es ein Tier tödlich verletzt hat und ihm beim Dahinsiechen zuzusehen gezwungen ist – voller Reue niemals wieder eine Schußwaffe anrührt. Anfangs verhielt er sich so ähnlich, erkannte aber nach wenigen Tagen schon, daß sich diese Art der Macht nicht nur zum Töten gebrauchen ließe, sondern auch für gute Zwecke. Viel wichtiger als diese Erkenntnis war, daß er von nun an die Aufgabe erhalten hatte, sein Wissen an den Nächsten weiterzugeben, seine Erfahrungen und seinen Stolz. Und durch diesen seltsamen Zufall haben Meister und Schüler zueinandergefunden.

Was Kyl anging, hat er von seinem selbsternannten Meister noch nicht viel gelernt. Ebenso wie ihm sein Meister noch nicht viel Wesentliches beigebracht hat. Das sey darin begründet, daß er Kyl zu keiner Lebenswandlung zwingen will, oder sich Galortin selbst noch nicht einig geworden ist, welches Wissen er weitergeben will. Ist es klug, jemanden die Macht zu lehren, einen anderen umzubringen?

Wie Galortin Kyl betrachtete, hatte er die Antwort darauf selbständig herausgefunden: Ganz alleine hatte er sich die Lanze gefertigt, mit ihr den Umgang geübt, das Werfen, das Schleichen, das Stoßen. Er war es, der auf die Jagd ging, als ihm die ewige Kost zu Brei verarbeiteter Pflanzen nicht mehr gefiel. Kyl war es, der den Tod an einem Tier ohne Beihilfe verursachte und ihm beim Sterben zusah; das Tier dann häutete, schlachtete und ausweidete, ohne auch nur einen Gedanken an der Richtigkeit seines Vorgehens zu erheben.

In der Tat war Kyl ein sehr fähiger Töter. In dieser Tä-

tigkeit hatte er sich den Tod zum Gefährten gemacht und der Tod ihn zu seinem Bruder. Dieses Gespann war sehr viel fester verwoben, als der Lehrling mit seinem Meister. Und Galortin sah die besorgniserregende Entwicklung Kyls mit Mißfallen, vertrat er doch die Idee, es seien nicht die Fertigkeiten, die Leben bedeuten und Generationen überleben: Geschick, Instinkt, Vorsicht und Mut wären doch viel zu personenbezogene Talente, als daß man sie lehren oder gar unbewußt und ohne Zutun vererben könne! Wissen allein, so meinte Galortin überzeugt, habe das Potential, unbeschränkt zu wachsen, weitergegeben zu werden und letztlich die Zeitalter zu überdauern, während die körperlichen Heldentaten längst zu Staub zerfallen sind. Bis aber auch Kyls Gewissen zu dieser Erkenntnis gereift sey, war er mit der Lanze mindestens ebenso gefährlich wie Galortin mit seinem Willen.

»Ist Euch etwas nicht bekommen, Meister?« wollte Kyl mitleidig wissen, als er Galortin auf dem Boden sitzen sah, das Gesicht in seinen Schoß gesenkt und mit den Händen durch die Haare streichend, die unter seiner Kapuze vorragten. Er hatte seinen Schüler gar nicht wahrgenommen, war viel zu sehr in sich gekehrt und befaßte sich mit unermeßlicher Trauer, Scham und Reue. Es war neben der Schuld, Kyl seinen Eltern entrissen zu haben, noch ein weiterer Schmerz freigelegt, ein jedes Mal, wenn er an den Unfall beim Kerzenmacher dachte.

So war rund einen Monat vor diesem Vorfall seine Frau gestorben. Auch an diesen Vorfall erinnert er sich verständlicherweise nur mit Widerwillen, auch wenn die Erinnerung selbst so lücken- und fehlerhaft ist wie die Voraussicht in die Zukunft.

Damals hatte Galortin mit seiner Frau noch in einer Siedlung gewohnt; es war die einzige Phase seines Lebens, wo er das tat. Die beiden waren gern gesehen und hatten Freunde im Dorf. Sie ergänzten mit ihrer Berufung die Gemeinschaft, wie das sein sollte. Eine kleine Hütte stand direkt am östlichen Siedlungswall, dahinter die Weiten des Waldes.

Umringt war das Häuschen von stämmigen Eichen, um die Galortin Leinen gespannt hatte, um daran Kräuter und Blätter zu trocknen, die er dann zu Tee vermischte. Gelegentlich hängte seine Frau daran auch die Wäsche auf.

Essina hieß sie und war – wie er – in magischer Kunde geschult. Hin und wieder demonstrierte sie diese Macht im engen Vertrautenkreis und bewegte ein Besteckstück ein paar Handbreit über die Tischplatte. Galortin saß jedesmal unbeteiligt daneben und beobachtete die Phänomene. Und wobei Essina das Höchste aus sich schöpfte, wäre es für Galortin ein Leichtes gewesen, das Besteck, den Tisch und die Personen im Raum schweben zu lassen. Essina wußte dies, für wahr, jedoch niemand außer ihr.

Eine gemeinsame Fertigkeit zu teilen, kann in einer Ehe eine ungemeine Erleichterung sein und auch ein Grund, sich weiter zu lieben und zu vertrauen. Beide besaßen diese Fertigkeit durch Schulung oder eine Gabe (wer kann das schon sagen?), verwendeten sie jedoch nie zum Schlechten, sondern als Spielerei, als Taschenspielertrick für gesellige Runden, oder zur Erfrischung des eigenen Geistes. Und auf diesem Niveau hielten sie ihr Können auch, zeigten niemals ihr gesamtes Potential. Denn würden sie dieß tun, wären sie von den sie umgebenden Mitmenschen gefürchtet, wären geächtet. Tatsächlich galten sie bis dahin als respektable Eheleute mit einer einzigartigen Fertigkeit, die manche auch als Perfektion der Taschenspielererei bezeichneten und an die Übernatürlichkeit der Beobachtungen nicht glauben wollten. Doch sie war echt.

In der besagten Nacht erwachte Galortin in einem leeren Bett. Normalerweise hätte seine Frau an seiner Seite geschlafen und er wußte um ihre Furcht, bei Nacht hinauszu gehen. Es waren weniger die Gefahr sich außerhalb des Dorfes zu verlaufen oder von unbekanntem Tieren angefallen zu werden; nein, es war die Furcht vor der Nacht an sich – eine sehr ursprüngliche Furcht, der man sich nie entziehen kann, solange man lebt; denn sie kehrt jede Nacht zurück.

Wo also könnte sich Essina aufhalten, wenn nicht in ihrem gemeinsamen Haus? Galortin wußte es nicht und suchte sie daher außerhalb. Mit seiner Laterne eilte er durch das ganze Dorf, von dem einen Walldurchbruch zum Gegenüberliegenden, versehrte den Schlamm unter seinen Füßen mit kalten Tränen, ein gefrorenes Gesicht, und ein Totes, als er Essina in der Weite, durch das Mondlicht verraten, erspähte. Nun noch rascher heraneilend, da sie am Rand der Klippe stand, nur mit ihrem Nachtkleid bedeckt. Was tat sie dort? Wieso war sie dort? Galortin war außer sich vor Panik.

Er ließ die Laterne zurück und seinen Mantel, um schneller laufen zu können; stürzte und verletzte sich, raffte sich auf und eilte schreiend weiter. Aber Essina hatte bereits den nächsten Schritt getan und war nicht mehr an jener Stelle, als Galortin den Platz ihres Absprungs erreichte.

Was sie dazu bewegt hatte, konnte er nie erfahren. Nicht einmal ihr Leichnam wurde trotz mehrtägiger Suche an der wellenzerfurchten Küste gefunden. Nicht einmal das verblieb ihm.

Doch was er erhielt, war ein Traum; ein Traum in einer der folgenden Nächte, worin ihm seine Frau erschien und er stand so nah neben ihr, wie es Kyl in diesem Moment tat. Er schaute ihr ins Gesicht, aber ihre Lider hatte sie verschlossen, war in sich gegangen ... und schlief! Konnte das sein? War Essina träumend zu den Klippen gewandert und sprang aus einem ihr im Traume befohlenem Grund?

Dieses Leben verloren, und dann – einen Monat später – mit Kyl eine neue Lebensaufgabe erhalten. Wandelbar und zerrissen fühlte sich Galortin in seiner Seele; und fremd war ihm das Land, auf dem er schritt. Nicht selten hatte er sich deshalb den Tod gewünscht und erwartete ein jedes Jahr, den noch ausstehenden Winter zu überleben, um bei den ersten aufgehenden Blüten im Frühjahr kraftlos zusammenzusacken und einfach tot umzufallen. Aber er überlebt immer wieder. Noch einen Frühling und noch einen Winter. Noch einmal die Hoffnung, daß dieser der letzte Winter sey und

danach kein weiterer folgen würde. Aber Galortin lebt und scheint des Sterbens unfähig.

Ihm ist unbegreiflich, mit welcher Tat er das Leben verdient habe.

\*\*\*



## 5 Die Prüfung

DER Wanderer derzeitiges Ziel war das Effelbacher Moor. Diese etwa 200 Tagesmärsche östlich von ihnen gelegene Sumpfreigion war eine in der Tat aufregende und gefährliche Gegend. Die weiten toten Ebenen, auf denen sie sich gerade aufhielten, und auch die brandende Küste, deren eisige und nebelige Luft schon so manchen Abenteurer das Leben gekostet hatte, mußten gegenüber diesem Moor wie eine erholsame Heimat gewirkt haben.

Über fast keine Region auf Prinm gab es mehr Gerüchte und Legenden. Beispielsweise bestand die Erzählung, dieses Moor habe seinen Namen von einem kleinen Dorf, das einfach niemand mehr finden kann. Irgendwann kam der Tag, an dem man das letzte Mal etwas von diesem Dorf hörte, danach war es von eingewöhnten Händlern und Fallenstellern nicht mehr aufzufinden. Jene Lichtung zwischen den toten und versinkenden Bäumen, Moosdecken und reichen Wildkräuter-Wiesen erkannte man wieder; vom Dorf jedoch, seinen Häusern und Einwohnern, hat man niemals wieder etwas gesehen.

Einige Zeit darauf kam sogar Zweifel auf, ob es dieses Dorf jemals gegeben hat. – Denn wer würde schon gerne inmitten eines Sumpfes leben, in dem es kaum Ackerfläche gibt, fast kein Wild und nur wenig sauberes Wasser? In dem Schwärme von Stechmücken einen *unbedachten* Schlafenden wahrhaftig totstechen konnten? Wer wollte nahe einem Ort sein, in dem sich besonders seltsame und unheimliche Geschöpfe wohlfühlen, die Geräusche erzeugen, die man nie zuvor gehört hat; und aus dessen schattigen Winkeln man zu jeder Tageszeit angestarrt und verfolgt wurde? Was also könnte jemanden überhaupt in diese Gegend ziehen?

Nun, zunächst sind da die bereits erwähnten Fallensteller, die ihr Zubrot mit einer ganz besonderen Beute erreichen: Nämlich einem kleinen Nagetier, das in Baumstümpfen und zwischen deren Wurzeln lebt. Es zu fangen, bedeutet seit

jeher für Jäger und Fallensteller einen außergewöhnlich erhebenden Triumph, was weniger damit zu tun hat, daß es nur so wenige dieser Tiere gibt, als daß sie bekannt dafür sind, schwer lockbar und fangbar zu sein. Die meisten Jäger begeben sich deswegen gar nicht erst auf die Suche nach diesen Geschöpfen, sondern stellen wie gewohnt *leichterer* Beute wie Ebern und Hirschen nach.

Auch Galortin, von dem die Idee stammte, das Effelbacher Moor aufzusuchen, hatte keineswegs im Sinn, diese kleinen Nagetiere, die weithin nur als *Hebsche* bezeichnet werden, zu finden. Bekannt waren sie v. a. wegen ihres würzigen Fleisches; es hieß, ein daraus gekochtes Gericht bedürfe keiner weiteren Würzung. Die Felle wurden traditionsgemäß zu Geldbeuteln verarbeitet: Klimperten die Münzen eines Kaufmanns darin, zeigte er Glück und Wohlstand an. Jedoch wußte Galortin sehr genau, daß die Menschheit seit ihrem Bestehen diesem Trug hinterherhing und die Wesentlichkeit aus den Augen verlor, die tatsächlich von Bedeutung war: Für einen Geldbeutel stirbt ein Tier und das bedeutet für den Halter Wohlstand? Wieso eigentlich?, fragte sich Galortin. War er der einzige Mensch auf der Welt mit so viel Vernunft, die fraglos lächerliche Natur dieser Ansichtsweise zu erkennen? Kyl dagegen wäre wohl nicht zu halten, erzählte man ihm, es lebe dort ein auffallend schwierig zu jagendes Tier. Nicht nur aus diesem Grund verschwieg ihm Galortin bis zuletzt die Eigenheiten dieses Ortes.

Nur schwerlich erinnert er sich an das Effelbacher Moor. Nach und nach fällt ihm ins Gedächtnis, daß er als kleiner Junge schon einmal dort gewesen ist. Wer ihn begleitete, aus welchem Grund und mit wem, blieb ihm verborgen. Er wußte aber, daß er sein Leben lang auf Primm gewandert sey und niemals einen Ort wie diesen gesehen hatte. Wo sich die kleinen sandigen Wäldchen direkt im Marsch hinter den östlichen Stränden mit den Hainen am Ufer des Schmiegen-Sees gleichen; die Felsen am Nordkap, die denen am West-Kap gleich sind; der Ausblick vom höchsten Berg des Kontinents

so gleich ist wie der vom zweithöchsten; so kennt er doch kein Gleichnis für die wilden Gruppen von Birken, in deren Wipfeln ein seltsamer Vogel seine dichten und weiten Nester baut: Der Boden zwischen ihnen von vertrockneten Farnen durchsetzt ist und ein jeder Stein zwischen dem olivgrünen Gras bei einem Tritt sofort nachgeben kann. Wo es riecht, als wäre über Jahre altes Heu verdorben und gegoren; wo kleine Bläschen aus den Pfützen im Moor aufsteigen; wo es rauscht und zittert im Gehölz, und der Unmut und der Drang nach Flucht nirgendwo eindringlicher zu spüren ist ... als im Effelbacher Moor. Keine Karte, keine Kenntnisse, keine Rückkehr.

Das magere Frühstück abschließend, rollten sie ihre Decken auf und wickelten darin Geschirr und ein paar Werkzeuge ein. Insbesondere eine kleine stumpfe Säge hatten sie seit längerem dabei, die ihnen beim Zerkleinern von Feuerholz half. Kyl hatte sie vor etwa einem Jahr in einer heruntergebrannten Hütte am Fluß gefunden, auf die sie während ihres Weges gestoßen waren. Die verkohlten Überreste mahnten eindringlich an die beständige Gefahr und machten die Hoffnung auf ein endgültiges Heim auch an diesem Tag zunichte. Den Einwohnern schien nichts geschehen zu sein, wenigstens lagen keine Leichen in der Hütte. Kyl durchsuchte sie nach brauchbaren Dingen – so wie sie es immer taten, wenn sie auf herrenloses Gut trafen – und fand unter einer Bank diese kleine Säge.

Seine Lanze hatte er auf ähnlichem Weg erhalten, diesmal ergab sich der Fund auf einer ehemaligen Schlachtwiese, wo die gefallenen Krieger allerlei Waffen zurückließen. Was nicht über die Jahre von den Einwohnern und Beobachtern der Schlacht eingesammelt wurde, steckte noch immer tief in der verwurzelten schwarzen Erde, in die einst das Blut unzähliger Männer gedrungen war. Einer dieser Gegenstände war die Spitze einer Lanze, schwer und in gutem Zustand. Dafür einen Lanzen-Stab zu finden und ihn für mehr Griffigkeit mit Lederriemen zu umwickeln, war nur der leichte

Teil.

Überhaupt zeigte sich Kyl am geschicktesten mit dieser Waffe. Wie jeder junge Mensch mußte auch er erst die verschiedenen Möglichkeiten ausprobieren, ehe er sich für das Mittel entscheidet, das am besten zu ihm paßt: So versuchte Galortin ihm vor einigen Jahren die Grundfähigkeiten im Schwertkampf beizubringen; jedoch, Kyl verlor bei den kurzen Schlägen häufig das Gleichgewicht und geriet ins Taumeln. Außerdem büßte er seinen sicheren Abstand für Nähe zum Gegner ein.

Galortin fertigte für ihn einen Schild und gab ihm seinen einzigen, rostigen Dolch, auf daß er durch Blocken und passive Abwehr sich seine Fertigkeiten im Nahkampf anlernen möge. Genauso erfolglos hantierte Kyl mit einem Bogen, was aber auch darauf zurückzuführen sein konnte, daß er aus einem krummen Holz, einem Hirsch-Darm als Sehne und viel zu leichten Weidenzweigen als Pfeile bestand. Pfeilspitzen konnten sie ohnehin nicht herstellen, waren sie doch jahrelang unter sich und hätten im zufälligen Begegnen mit einem Händler auch nichts gehabt, um etwas gegen richtige Pfeilspitzen eintauschen zu können.

Die Lanze aber war wie für ihn geschaffen: Mit festem Griff konnte er schwere Stöße austeilen; die Lanze zum Blocken und auch zum Werfen gebrauchen; seinen Gegner damit auf Distanz halten, ihn täuschen und ihm Erfolgsfall zu Boden stürzen lassen und töten. Diese als eine der ältesten Waffen war wie Kyl selbst geformt: Unbeugsam und an einer kleinen Stelle bissig und gefährlich verletzend. Doch der Großteil von ihm, oder der Lanze im bildlichen Sinne, war noch zu gestalten fähig.

Galortin führte auf seinen Reisen niemals irgendwelche Waffen mit sich. Selbst der erwähnte rostige Dolch hatte eines Tages sein Lebensende erreicht und brach entzwei, als damit Holz gespalten werden sollte. Stattdessen hielt er einen Stab in der Hand, rauh und trocken, von einem besonderen Holz. Es war weder so stabil, um damit zu kämpfen noch

es als Werkzeug zu gebrauchen. Es war in der Tat nur ein Holz, um die Last eines alternden Mannes abzufangen. Eines Mannes, der – bevor er diesen Stab aus dem Nachwuchs einer Gehölzgruppe ausschlug – vor dieser stumm betete.

Generell lehnt Galortin den Einsatz von groben Waffen ab: Für ihn sind es ja doch nur Gegenstände, die man mit sich herumtragen muß, die kaputt und sogar verlorengehen können. Und was verlorengehen kann, so seine Meinung, könne keine Waffe sein. Den Verstand dagegen habe man stets bei sich. Und verlöre man ihn, wäre man tot, und in diesem Fall einer Verteidigung unbedarft.

Der Stab reichte dem Alten bis etwa auf die Höhe seiner Stirn und war am oberen Ende mit geheimnisvollen Ornamenten verziert. Kyl fragte nie nach deren Bedeutung, möglicherweise waren sie nur Ausdruck von ungerichteter und frei fließender Kunst. Darüber hinaus trug Galortin niemals Schmuck bei sich. Entgegen dem, was man vielleicht von einem Magier erwarten würde, hatte er keinerlei Ringe, Ketten oder *magischen Amulette* bei sich. Es war, als könnte Galortin jederzeit sterben und sein Leichnam würde jederorts verrotten, ohne etwas zurückzulassen, das für einen Grabräuber interessant wäre.

Viel wichtiger schienen dem kundigen Heiler und Naturforscher die Dinge aus der Natur selbst – verkannte Schätze, wie er sie nannte. Wo andere täglich dem Gold hinterhergieren oder der unsichtbaren und flüchtigen Macht und Kontrolle über Land und Menschen, sah Galortin in seiner Umgebung, ja beinahe an jedem Busch, Stein, den Tiefen des Bodens und in jedem Lebewesen die Zutaten für einen gesunden und genährten Körper, für Visionen, für langes Leben und die ersten Zeilen eines ewigen Verses.

Kyl vermochte diese Dinge noch nicht zu sehen. Aber immerhin war er ihnen näher, als jeder andere Blinde.

**E**s kam die Zeit, da eine Woche verstrichen war. Die beiden Wanderer waren den Ausläufern eines markanten

Wäldchens gefolgt und hatten sich seitdem von Pilzen, Beeren, Wurzeln und Blättern ernährt, die Galortin zu pflücken anwies. Kyl, der für gewöhnlich den Speise-Tisch mit Fleisch und Knochenmark ergänzte, hatte in diesem Wald kein Jagdglück.

Derartige Tage traten in der Tat immer wieder auf; Galortin störte sich daran nicht. Er hatte den letzten Schritt zur absoluten Unabhängigkeit schon vor langer Zeit gemacht: Nachdem er sich von seinem alten Leben getrennt hatte – oder es sich von ihm getrennt hatte –, wurde er zum Vagabunden, zum Reisenden zwischen den Dörfern und Städten. Mit dem Wissen, sich jederzeit beliebig aus der Natur ernähren zu können, griff Galortin nach Belieben einfach in den Boden und holte sich die Nahrung hervor: Wo andere an Pflanzen vorbeilaufen, bricht er die Zweige ab und ißt die Blätter oder Blüten; trinkt aus den Säften der Borke, stiehlt Vogeleier oder verspeist die Knollen der überall wachsenden Disteln. Mit diesem Schritt hatte er jedwede Form der Abhängigkeit abgelegt, obwohl das Leben in einer Gruppe vieles vereinfacht: Ein solches Leben erfordert harte Entscheidungen und Einbußen, die man alleine meist gar nicht oder nur mit großem Kummer tragen kann. Eine Welt für ein Kind ist dieß jedenfalls nicht. Umso erstaunlicher, daß Kyl sich daran gewöhnt hatte.

Insgeheim war Galortin sehr froh über die Anwesenheit seines Schülers, ergänzte er doch mit seiner Jugend sowie dem Jagd- und Kampfgeschick die kleine Gruppe ungemein: Und wahrhaftig kann kein Mensch ganz alleine in der Natur überleben! Es ist ja nicht nur die Selbstversorgung, sondern auch die Befriedung und Muße seines Geistes, wenn man seine Erfahrungen und Beobachtungen an jemanden weitergeben kann!

Nur der Winter machte jedes Jahr neue Probleme. Die Reisenden sahen ein, daß diese Jahreszeit kommen mußte; sonst wäre kein Kontrast zu den heißen und blühenden Zeiten erkennbar. Die Anbahnung des Winters bedeutete aber

auch jedesmal, seine Reisen in höheren Gebirgslagen abzugeben, um sich ein Winterquartier in Talniederungen zu suchen, wo der Schnee sich nicht so hoch auftürmt. Und es bedeutete den Bau einer kleinen und stabilen Unterkunft, das Anlegen von Vorräten, sey es Holz oder etwas zu essen. Insgesamt bremste der Winter den Entdecker-Trieb ungemein und verhinderte in den meisten Fällen das Vorankommen, wenn man nicht gezwungen wurde, seinen Weg zur Gänze in bekannte und vertraute Regionen umzukehren. Dadurch wird auch erklärt, weshalb es auf Primm so wenige Reisende gibt. Die meisten anderen leben in Gemeinschaften, teilen sich die Arbeit und die gemeinsam gesammelten Vorräte. Wer alleine ist, stirbt meistens.

Während der Reise verhielten sich Galortin und Kyl dabei so, wie auch das Effelbacher Moor gewesen ist: Man hat eine bestimmte Vorstellung von diesem materielosen Begriff und ersinnt normalerweise abartige Erwartungen, die letztlich nicht bestätigt werden. Wie also auch das Moor wahrscheinlich nicht so ist, wie sie es am Ende ihres Weges erwarten, sind auch die beiden Reisenden in ihrem Verhalten beim Überlebenskampf anders, als man denkt. Sich des Grundsatzes verschrieben, niemanden schaden zu wollen, der auch ihnen nicht schaden wird, verhalten sie sich unauffällig und entsprechend ihrer Gesinnung. Niemand wußte bis dahin, daß Galortin und Kyl in sich durchaus die Fähigkeit besaßen, ohne zu Zögern einen Menschen zu ermorden, sobald sie sich einer unausweichlichen Gefahr ausgesetzt sehen. Bis zu diesem Zeitpunkt aber nahmen sie keine Dinge, die ihnen nicht gehörten – ohnehin traten sie kaum in Siedlungen ein. Und obwohl es nicht selten geschah, daß die beiden zwei oder drei Tage nichts zu essen fanden, kamen sie niemals auf den Gedanken, andere Reisende zu überfallen und deren Gepäck zu plündern.

Es war keine Delinquenz, die sie zur Lossagung der ohnehin gering verbreiteten Gesetze veranlaßte: In einer so großen und unerforschten Welt wie Primm gab es keinen all-

umfassenden Regierungssitz, keinen König, keine gültigen Gesetzbücher. Das mag womöglich auf die Städte selbst nicht zutreffen, wenn auch niemand wußte, inwiefern sich deren Gesetze und Vorschriften glichen. In der Wildnis jedoch zog man Verantwortung und Recht aus der eigenen Vernunft: Es waren Gesetze, die seit ewigen Zeiten bekannt waren und lauteten beispielsweise, niemanden grundlos zu ermorden, außer man verteidige sein eigenes Leben. Und hätte man dagegen verstoßen, hätte es ja sowieso niemanden gegeben, der dieses Recht kontrolliert, meldet oder anklagt.

Es ist gewiß, daß weder Galortin noch Kyl wußten, ob es einen König oder ein mittlerweile überall angewendetes Strafrecht gegeben hat. Als sie vor so vielen Jahren das Dorf verließen, in dem Kyls Eltern lebten, wußte man jedenfalls von keinem Herrscher. Und die Gemeinschaft des Dorfes war auf sich gestellt. Wenn jemand unbehelligt ermordet wurde, mußte man der Sache selbst nachgehen; entsprechend wenig professionelle Ermittlungen führten nicht selten dazu, daß der Falsche gelyncht wurde.

Durchaus denkbar war es, daß sie eine Siedlung erreichen und hören, daß es einst einen König gab, der über die Jahre bereits vier Nachfolger bekommen hat. Niemand wußte genaues: Das Leben, das Recht, das Wissen und die Regentschaft waren flüchtig und geisterhaft nebulös. Die einen mögen dieß in umschlossener Unzufriedenheit kritisieren, andere genießen ihre Unwissenheit und befreien sich damit von aller Verantwortung und allem überflüssigen Nachdenken. Wieso sollte man auch, wenn sich das Leben gut lebt und man in Ruhe gelassen wird? Was nützt einem aufgezwungenes Recht, bedeutet es doch allein eine Einschränkung der gewohnten Lebensweise? Wäre nicht richtig, jene umzubringen, die ein Dorf in der Einöde von Prinm betreten und plötzlich Abgaben fordern? – Für einen König, den keiner der Einwohner jemals zu Gesicht bekommen hat? Aus einem Grund, den allein derjenige versteht, der die Steuern erhoben hat? Für einen Krieg, der vielleicht

den König tangiert und zu verantworten hat, aber nicht die Menschen von Primm?

Galortin glaubte sich zu erinnern gehört zu haben, die Bürger der jener großen Städte würden eine Art Tribut bezahlen, als Preis dafür, hinter hohen Mauern und von Wachen beschützt zu leben. Es gibt sicherlich Menschen, die benötigen dieses sichere Gefühl, um nachts ruhig schlafen zu können. (Aber werden sie dennoch auf den Dolch unter dem Kopfkissen verzichten?) Anderen reicht es dagegen, sich zwischen zwei Bäumen am Fluß schlafen zu legen, den befreienden Sternenhimmel über ihren Köpfen schweben zu lassen. Vielleicht fühlen die sich naturverbundener oder kennen nicht die Gefahren der Wildnis. Bei Galortin und seinem Schüler ist es wohl von beiden etwas, obwohl sie die Natur recht gut zu kennen glauben.

Andererseits gibt es auf Primm Gegenden, von deren Landschaft und Lebewesen niemand berichten kann, da keiner der Wanderer, fahrenden Händler oder Kundschafter jemals aus ihnen zurückgekehrt ist. Beispielsweise bedeutete die Sendung eines Boten in den Großen Forst, wie man sich sagt, gleich seinem Todesurteil. Die Chance war jedenfalls recht gering, ihn jemals wieder bei Tageslicht zu sehen. Und so bleiben die Dörfer und Städter jeweils unter sich, was den Austausch von geographischen und sozialen Gewißheiten natürlich stark einschränkt.

Ebenso könnte man die Gerüchte über die Gegebenheiten, Insel und Länder fern von Primm als bestenfalls vage bezeichnen. Die alten Fischer tauschten damals im Dorf Atodar, dem Dorf aus dem Kyls Familie stammte, hin und wieder ihre prahlerischen und erdachten Geschichten, erspannen aus Angst und Unerfahrenheit, aus. Man konnte sie glauben oder den Krug leeren und darüber lachend nach Hause gehen. Aber was schadet es, wenn die Menschen nicht wissen, was hinter Primm liegt? Oder eine Ahnung haben, ob hinter dem finsternen Wald im Osten noch ein weites Land oder bereits die Küste kommt?

Sich dieser Gleichgültigkeit ergebend anschließend, hatten die beiden Reisenden als Ziel das Effelbacher Moor vor Augen. Obwohl sie nicht genau wußten, was sie dort wollten (oder wenigstens wußten, daß sie den wahren Grund erst kennen würden, wenn sie erst einmal dort seien), nahmen sie ohne Zögern den weiten Weg auf sich und folgten der Ebene nach Osten.

Es war in der Tat eine Entscheidung der Flüchte, schließlich wurde innerhalb von Minuten entschieden, sich dem Moor zu nähern. Galortin konnte seine Gründe haben, aber was bewegte Kyl ihm zu folgen?

Kyls Gewissen war in dieser Hinsicht sehr einfach strukturiert: Er ging stets den Weg geringsten Widerstands, immer offen für neue und aufregende Gelände, in denen sich gewiß spannende Abenteuer erleben ließen. Galortin betrachtete diese Erwartung sehr nüchtern. Seinen Schüler aber nur lehren und dennoch so wenig wie möglich beeinflussen zu wollen, ließ er ihn eigene Entscheidung treffen. So kam die Idee, das Effelbacher Moor aufzusuchen, von Galortin – natürlich, denn er war der eine von beiden, der von dessen Existenz wußte! Und würden nicht die jungen Generationen Stunde um Stunde Informationen von den Älteren erhalten, so wären sie wie die Urmenschen auf diesem Kontinent: Erschrocken von jedem Blitz, den Haus- und Werkzeugbau immer wieder aufs neue lernend. Und ferner: Welche Motivation trieb die jungen Leute dazu hinauszuwandern, wenn man ihnen nicht die Welt mit Legenden und vagen Informationen schmackhaft machen würde, sie selbst zu erfahren?

Kyl wußte das und handelte ausgesprochen instinktiv, beinahe wie ein Schoßtier, das sich seinem Herren in keiner Weise widersetzen will, ja nicht einmal einen Gedanken aufbringt, anderer Meinung als er zu sein! Der grenzenlose Gehorsam – oder nennt man es grenzenloses Vertrauen? – war es aber auch, das Galortin mißfallend aufstoßen ließ: Er wollte keinen Sklaven, kein Schoßtier, keinen geistlosen Waffenbruder. Galortin schätzte viel zu sehr seine eigene

Freiheit, als daß er sie bei einem Gefährten wie Kyl beschränken wollte.

Trotzdem nannte Galortin das Ziel; und Kyl folgte. Er folgte, weil es seine Entscheidung war; weil er bei seinem Meister bleiben wollte; und sogar aus einem egoistischen Zwang heraus, nämlich die unendliche Welt von Prinm mit eigener Wahrnehmung zu erleben. Und so begrüßte Kyl es sogar, wenn Galortin vorschlug, eine andere Gegend aufzusuchen.

An diesem Tag stand Galortin wieder einmal so da und schaute in die Ferne. Er schaute in alle Himmelsrichtungen und direkt über seinen Kopf. Er lauschte im Wind, lauschte den Geräuschen der Tiere, die Kyl beim Jagen in den Büschen aufscheuchte. Galortin ging auf die Knie und griff in den Boden unter sich, ließ die Erde zwischen den Fingern zerbröckeln. Manchmal dauerte diese Prozedur bis zu einer Stunde, erst dann konnte die Gruppe weitergehen.

Dieses eigenartige Ritual war begründet durch die Ortsfindung. Wie bereits beschrieben, gab es keine einheitliche Karte von Prinm; jeder Kartograph und Wanderer hatte ganz eigene Vorstellungen vom Küstenverlauf und der Verbreitung der auf Prinm vorherrschenden Landschaftsformen. Dementsprechend konnte man sich auf keine Karte eindeutig verlassen.

Galortin griff stattdessen auf mündliche Wegbeschreibungen zurück, die ihm – so paradox es klingt – wesentlich versierter erschienen als jede gezeichnete Karte. Wie er es auch bei den Waffen hielt, betrachtete er sein Gedächtnis als unmöglich zu verlieren. Wem dagegen eine Landkarte beim Durchdringen eines Gebüschs oder beim Baden im See verlorengeht und sich bis zu diesem Tage nur auf die Karte verlassen hat, der ist in der unbekanntenen und unbelebten Einöde verloren.

Jedenfalls war ihm vor vielen Jahren schon eine Wegbeschreibung zu Ohren gekommen, die angeblich zum Effelbacher Moor führen würde. Während Galortin in der Land-

schaft stand, dachte er darüber nach, ob ihm weitere Details einfielen, die ihm bei der Orientierung helfen könnten. Leider erinnerte er sich nur an die folgenden Fragmente:

... Etwa auf halbem Weg zwischen Der Bucht und Dem zentralen Gebirge gelegen, durchkreuzt von mehreren Flüssen und von den Kuppelbergen etwa 200 Tagesmärsche in nordwestliche Richtung entfernt. *Die Bucht* kannte Galortin recht gut. Wenn es etwas gab, das auf allen variierenden Landkarten gleich war, dann Die Bucht – ein riesiger Einschnitt am südwestlichen Zipfel von Primm, umgeben von steilen Wänden und scharfgratigen Felsen. Die Bucht selbst ist erstaunlicherweise ohne eine Insel, obwohl man an beinahe jeder Einbuchtung am Küstenverlauf von Primm wenigstens eine kleine Insel sehen konnte. Stattdessen gab es wohl flach unter der Wasseroberfläche liegende Grate, die die Wellen auftürmten und schon fern vom eigentlichen Ufer aufschäumen ließen. Die Fischer aus Atodar – dem Dorf, aus dem Kyl stammt und das im übrigen auch direkt an Der Bucht liegt – nutzen dieses Phänomen, um gezielt Netze auszuwerfen, da die Fische die schäumenden Grate mitten im Wasser umschwimmen.

Das Zentrale Gebirge, eine gewaltige Ansammlung von Bergen, Schroffen und Abhängen inmitten des Kontinents, deren Gipfel beinahe ständig unter Wolken verborgen liegen, befand sich etwa östlich von Der Bucht. Jedoch konnte es gut ein Jahr dauern, bis man von der Bucht bis in die Mitte des Kontinents gelaufen ist; niemand kannte die tatsächliche Entfernung. Aber obwohl die beiden schon eine ganze Strecke von Der Bucht entfernt waren, konnte noch keiner von ihnen die weißen Spitzen des Gebirges am Horizont ausmachen.

Die Kuppelberge dagegen ließen sich überhaupt nicht als Bezugshorizont nutzen – Galortin war sich sicher, nicht einmal annähernd in deren Nähe zu sein. Als er noch ein Kind war, traf er einst auf einen Wanderer: Dieser kam angeblich aus den Kuppelbergen und behauptete tatsächlich, daß er

von dort bis zu jener Stelle, an der er nun stünde, mehr als zehn Jahre gebraucht habe! Prinm mußte riesig sein! Oder auch der Reisenden Tendenz zu Übertreibungen.

Solange jedoch nicht die Gipfel des Zentralen Gebirges erkennbar wären, mußten sie weiter den Weg nach Osten einschlagen und hoffen, irgendwann auf weitere Hinweise, möglicherweise sogar andere Reisende oder eine Siedlung zu stoßen, wo ihnen weitergeholfen würde.

Einen weiteren Hinweis darauf, daß sie sich auf dem richtigen Weg befänden, lieferte ihnen ein Überfall. Das Gebiet zwischen dem Zentralen Gebirge und dem Schmiegen-See, dem größten stehenden Gewässer auf Prinm, war bekannt dafür, daß eine unermessliche Anzahl an Bächen und etwas größeren Flüssen das Gelände wie ein Netz zerteilten. Viele von ihnen waren so klein, daß man sie mit einem Schritt überwinden konnte und damit erst gar nicht Eingang auf irgendwelche Landkarten fanden. Andere Rinnsale waren aufgrund der starken Strömung nicht einmal zu durchschwimmen. In diesem Fall nützte eine Brücke etwas, sofern man sich auf einem der wenigen abgesteckten Wege aufhielt, die letztlich auf eine solche Brücke zuführten. Und wie dieses Gelände für seine Fließchen bekannt war, fürchtete man es auch wegen der auf oder nahe der Brücken lauenden Räuber.

Galortin und sein Schüler hielten sich nur höchst selten an vorgegebene Wege. Das war darin begründet, daß man auf ihnen wenig anonym wandert, andererseits vermitteln derart angelegte Routen nur zwischen einem bekannten Herkunftsort und einem bekannten Ziel. Was Galortin und Kyl suchten, war jedoch unbekannt.

Erreichten sie aber einen reißenden Strom und erkannten ferner, daß er sich nicht so ohne weiteres queren ließe, mußten sie zwangsläufig die Entscheidung treffen, entweder stromabwärts oder -aufwärts zu gehen, um möglicherweise irgendwann zu einer Brücke zu gelangen. Die Entscheidung, welche Richtung dabei einzuschlagen sey, war rein zufällig; an diesem Tag stimmte Kyl für flußabwärts, Galortin dage-

gen für die entgegengesetzte Richtung. Wie auch immer sie sich entscheiden würden – in beiden Fällen wäre es durchaus möglich gewesen, erst nach vielen Tagen an eine Art Brücke oder wenigstens seichte Stelle im Fluß zu kommen.

Drei Wochen waren sie schon unterwegs gewesen, seitdem sie die Entscheidung getroffen hatten, das Effelbacher Moor aufzufinden. Und zwei weitere Tage sind verstrichen, seitdem sie an diesen einen namenlosen, wilden Fluß gelangten und ihm stromaufwärts folgten. Derartige Situationen hatten die beiden schon des öfteren erlebt; die Erinnerung haftet widerspenstig, wenn man sich der trügerischen Hoffnung hingibt, *eventuell irgendwann einmal* eine Brücke zu finden. Die meisten Wanderer würden mit der Zeit ungeduldig, ihren Weg gänzlich abbrechen und sich an dieses Wasser als eine unüberwindliche Grenze erinnern. Andere würden mit der Ungeduld zusätzlich waghalsig und springen in die Fluten, vor den Augen es ans andere Ufer zu schaffen, um dann doch in den Wasserwirbeln zu ertrinken. Gäbe es nur eine zuverlässige Karte, könnte man sich zurechtfinden, auf welchem Weg eine Brücke am schnellsten zu erreichen sey!

Andererseits hatte die Nähe zum Fluß auch seine Vorteile: Bekam man Durst, konnte man nach Belieben trinken und in kleinen Buchten sogar baden! Die Monate, die sie zuvor auf der weiten Grasebene verlebten, brachte nämlich den Nachteil mit sich, seinen Wasserbedarf allein über pflanzliche Kost zu decken. Weiterhin stand jederzeit Nahrung zur Verfügung, seien es am Ufer vergrabene Muscheln, Krebse oder Fische, die man herausköcherte. Galortin machte sich mit einigen brauchbaren Ufer-Pflanzen vertraut, die er seit Jahren nicht gesehen hatte, und pflückte sich einen Vorrat an ölhaltigen Blättern und Gewürzknospen. Nach einigen Tagen schon benahmen sich die beiden wieder wie zivilisierte Menschen: Hatten saubere Kleidung, waren weitgehend rasiert und gesättigt. Die Taschen gefüllt mit haltbaren Lebensmitteln, der Ledersack stets prall von klaren, kalten Wasser. Auf diese Weise ließ sich eine Wanderung noch um

Tage verlängern.

Kyl wurde beständige Nähe zum etwa einhundert Schritte weiten Fluß langsam leid und zeigte seine Form der befürchteten Ungeduld. Wann immer es ging, hielt er Ausschau nach einer engen oder seichten Stelle, an denen die Strömung aber nur noch schneller ging. Umgelegte Baumstämme reichten nicht bis ans andere Ufer und einige Male mußte Galortin den jungen Hitzkopf davon abwenden, beim Versuch durch das Wasser zu schwimmen zu ertrinken.

Galortin wurde zwar nicht so schnell ungeduldig wie Kyl, sah in sich aber auch Sorge, einen zu weiten Umweg gehen zu müssen bezüglich ihres eigentlichen Ziels. Kyl dagegen war weniger der erweiterte Umweg von Interesse als die beständige Enge: Bei einem Angriff, so erzählte er, wären sie in der Falle, da mit dem Rücken zum Fluß. Im dichten Gebüsch könnten sich jede Menge Gefahren herumtreiben, lieber wäre ihm offenes Land, das sich einschätzen ließe. So übten sich die beiden Wanderer gegenseitig in Geduld.

Vier weitere Tage verstrichen, als sie eine der erhofften Übergänge sichteten: Etwa drei Meter über dem Wasser verband diese aus Stein gemauerte Brücke zwei Ufer, schien alt und doch unveränderlich. Grünes Moos wuchs an jedem Stein, Farne standen unter der Basis zu beiden Seiten. Die weit gespreizten Bögen vermittelten erst bis zur Hälfte des Flusses, dann mit einem weiteren Sprung zum jeweils anderen Ufer.

Die beiden hatten die Passage zwar schon am frühen Nachmittag erspäht, warteten aber auf Anraten Galortins noch bis zum Abend, ehe sie sich aus dem dichten Uferbewuchs hervorwagten und den ersten Schritt auf die Brücke setzten.

Es fühlte sich gut an, endlich wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben, die Zehen auszustrecken und auf Widerstand zu treffen. Tatsächlich geschah es recht selten, daß sie eine gepflasterte Straße betraten; meistens wandelten sie auf nachfedernden Waldboden, auf weichem Moos-Teppich, über leicht gewellten und sandigen Steppen-

boden. Insgesamt nichts, bei dem man einen Schmerzensschrei ausstoßen täte, sollte man mit seiner Fußspitze in die Erde treten.

Der bepflasterte Abschnitt der Brücke war anders und irgendwie besonders. Auf der einen Seite führte der normale Weg fort in den finsternen Wald und umschlängelte eine Kurve, nachdem er nicht mehr gesehen werden konnte. Sobald aber der erste Meter der Brücke begann, war der Boden mit hellen und grauen Steinen gepflastert, manche davon in der Mitte zerbrochen und mit einigen grünen Halmen, die daraus hervorwuchsen. Von den seitlich begrenzenden Steinen wuchsen sogar ganze Büschel an Gras hervor! Kyl legte die Hand auf die ebenfalls steinerne und etwa hüft hohe Brüstung, streichelte die spitzen und flachen bewußt zurechtgeschlagenen Steine und fühlte fasziniert die Eleganz des Gemauerten. Galortin wies ihn auf ein beinahe bis zur Unkenntlichkeit von Flechten überkrustetes metallisches Wappen hin, das in der Mitte der Brücke an der inneren Brüstung angebracht worden war. Er schabte etwas mit seinem Messer ab, jedoch war vom ursprünglichen Text und Symbol nichts mehr identifizierbar.

Beide schauten ins unter ihnen fließende Wasser und bewunderten diese Möglichkeit der Flußüberquerung, die ihnen so unfaßbar einfach erschien: Man liefe nur wenige Meter und wäre trockenem Fußes von einem Ufer zum anderen gelangt!

Nun hatten sie zwar den Weg über den Fluß gefunden, wußten nun aber gar nicht mehr, wohin sie sich verirrt hatten. Wie nur sollte man sich auch orientieren, wenn keine Karte stimmt und man niemanden begegnet, den man fragen kann? Gewiß, man hätte einem der Wege folgen können, bis man auf eine Siedlung trifft. Aber wo würde die schon liegen? Möglicherweise leben in ihr Leute, die vom Effelbacher Moor noch niemals etwas gehört hatten und schon gar nicht die Lage ihres Dorfes auf einer Karte zeigen konnten, selbst wenn man ihnen die Umriss von Prinm aufmalte! Und was

wäre die Alternative? Auf der anderen Seite des Flusses wieder den ganzen Weg zurücklaufen, um dann irgendwann festzustellen, wie vor einem unüberwindlichen Hindernis zu stehen? Das Folgen eines Weges brächte zumindest den Vorteil mit sich, *irgendwohin* zu kommen und währenddessen auf Brücken und möglicherweise sogar Wegschilder zu treffen.

Ganz so allein, wie sie sich zunächst wähten, waren sie aber doch nicht. Denn kaum hatten sie die Brücke verlassen und waren ein paar Schritte gelaufen, raschelte es in den Büschen und beiderseits des Weges krochen zwei Männer hervor, gekleidet in eine lederne Rüstung und mit gezogenem Messer und Schwert in der Hand. Die Hüte standen tief im Gesicht und verdeckten die obere Hälfte des schmutzig und gefährlich grinsenden Antlitzes überheblichen und selbstsicheren Gemüts. Es war offensichtlich, wer diese Menschen waren und was sie wollten:

»Wenn Ihr an Eurem Leben hängt, dann gebt uns all Eurer Geld!« zischte einer der Aggressoren hervor und näherte sich mit vorgehaltenem Dolch Kyl langsam an. Dieser wußte zunächst nicht mit dieser Situation umzugehen, war er doch noch niemals auf solche Gestalten gestoßen. Und Münzen oder andere Kostbarkeiten hatten Kyl und Galortin ohnehin nicht.

Kyl gab nach und trat zunächst zurück, zog in der nächsten Sekunde aber seine Lanze hervor und brachte sie in Stellung. Die Knie beugte der kräftige Junge durch und ging leicht in die Hocke, so daß sein Gleichgewicht möglichst dicht über den Boden gehalten werden konnte. Vermutlich hätte ihn ein Riese überrennen können und hätte ihn doch nicht umgeworfen.

Ich stand nur still da, auch wenn mir die Situation vertraut gewesen war: Schon ein paarmal bin ich überfallen worden und immer wieder händigte ich kampflös den Inhalt meiner Taschen aus, nachdem ich dem Räuber beteuert hatte, keine Geldmünzen oder Schmuck bei mir zu tragen, der ihn

interessieren würde. Als diese sahen, daß sie es mit einem alternden, herumstreifenden Mann zu tun hatten, dem sie bestenfalls seine eingewickelten Heilkräuter und seinen Gehstock abnehmen konnten, trollten sie sich enttäuscht ihrer Wege. Kann man diese Begegnungen nun Glück nennen?

Kyl jedenfalls schien fest entschlossen und nicht überredbar, von seiner kämpferischen Neigung abzulassen: Mit fester Stimme und scharfem Blick zischte er zurück: »Mein Leben ist mir sehr lieb; so sehr sogar, daß ich mein Schicksal eurer Willkür nicht kampflös in die Hände legen werde!«

Über diese engstirnige Haltung nicht sehr erfreut, nahm einer der Aggressoren leichten Anlauf und schwang seinen Arm, um den getragenen Dolch in eine anrasende Waffe zu verwandeln, die auf Kyl treffen sollte. Von der Idee des reinen Ausraubens nun Abstand genommen, hatte sich auch der zweite Mann in Position gestellt, seinen Komplizen beim Niedermetzeln zu unterstützen.

Erstaunlicherweise empfand ich in diesen Sekunden keine Furcht vor der nächsten Zukunft: Angst, daß sie meinen Schüler töten würden, hatte ich keine. Zu sehr war ich mir seiner bemerkenswerten Fertigkeiten bewußt.

Und so stand ich nur neben ihm; nahm wahr, daß er mit halbem Blick die Angreifer fixierte und mit der anderen Hälfte seiner Aufmerksamkeit *mich*, den er zu schützen versuchte. Die Zeit verstrich viel langsamer und ich hatte Gelegenheit, mir alle Details genauer anzusehen:

Der niedergehende Dolch war etwas rostig und zeigte gelbe Flecken. Er glänzte wunderbar in der Sonne wie ein niedergehender Stern, ein Meteorit. Die Wut in dessen Gesicht war symbolhaft: So erbost über die freche Bemerkung Kyls, sammelte er alle Konzentration und Muskelkraft, um sie ohne Zögern oder Hemmungen abzustößen. Die Dolchscheide schwebte an seinem Gürtel durch die Luft, ebenso wie die schwarze Kapuze, die gleichfarbige Filzkappe auf seinem gering behaarten Kopf und die Lederriemen an seiner Brust.

Der Mann schien älter als Kyl und war auch eine Handbreit größer als er. Sein Zorn wirkte unermesslich großartig und nicht brechbar, als spuckte er reinen Haß in seine Umwelt. Unkontrolliert, unbeherrscht, gewalttätig – und doch zum Tode verurteilt, da Kyl einfach seine Lanze vorragen und den Angreifer direkt hineinlaufen ließ. In seiner Raserei durchbohrte sich der Räuber selbst, lief er doch in die aufgesetzte und am Boden eingekerbte Lanze mit solcher Wucht, daß der hölzerne Lanzen-Stiel in Kyls kräftigen Händen zu knirschen begann, während er seine Waffe auf ihn richtete.

Kyl selbst drehte sich in diesem Moment weder von dem Räuber weg, noch ließ er die Lanze locker, als er aufgespießt war. Mit selbstsicherer Präzision stand er langsam auf und richtete die Lanze nun gerade nach vorne. Der Tote hing darauf, hatte seinen Dolch längst fallenlassen und umklammerte nun schreiend die eiserne Spitze in seinem blutendem Bauch. Anschließend schaute Kyl vollkommen frei von Handlungsangst auf den zweiten Räuber, der zunächst die Flucht einschlagen wollte, da er sich abwandte und in die entgegengesetzte Richtung zu laufen begann. Nach wenigen Schritten aber besann er sich vermutlich mit dem Gedanken, wie schändlich und lächerlich es sey, von einem hilflosen Greis und einem Jungen, dem beim Töten einmaliges Glück zuteil geworden war, in die Flucht geschlagen zu werden. So setzte er auf Kyl an, um die Sache zu Ende zu bringen, hob sein gekrümmtes, armlanges Schwert vors Gesicht und ging in Abwehrhaltung. Die prächtige Lederrüstung an seiner Brust glänzte in der Sonne, hatte Flecken von Schweiß, Dreck und allerlei anderer zeitgeschichtlicher Erinnerungen. Die Nieten und Metallscharniere, die das ganze Gerüst zusammenhielten, waren abgewetzt und zerkratzt. Diese Rüstung mußte uralte sein.

Fast sein gesamter Körper war bedeckt: Die Schienbeine und Waden, die Knie, der Schoß, sogar die Unterarme waren von dickem Leder geschützt. Die stierenden Augen hinter den vorhängenden schwarzen struppigen Haaren wirkten

gefährlich oder wenigstens schwer einzuschätzen: Zeigte er Angst, da er ebenso vernichtet werden könnte wie sein Gefährte? Oder würde seine Tapferkeit für Kyls Angriff ausreichend sein?

Die beiden hielten etwa zwei Meter Abstand voneinander, während ich noch immer in der Nähe stand und mich nicht regte. Kyl schüttelte sich nach vorne und stieß den Leichnam an seiner Lanzenspitze ab. Dann zeigte er damit auf den Zweiten, trat zwei Schritte vor und stieß wie ein Skorpion mit der Lanze in seinen Hals, ohne daß der Gegner Gelegenheit sah, sich zur Wehr zu setzen.

Augenblicklich ließ dieser sein Schwert fallen und ging auf die Knie, während er blutend und schreiend an seiner Lanze hing. Die Schreie endeten nur wenige Sekunden später, als Kyl ihm den Todesstoß direkt in die Brust versetzte.

Mit solcher Kraft und Zielrichtung zugestoßen, daß man vermuten mußte, es habe schon aus Prinzip niemand von den beiden eine Überlebenschance gehabt, sah sich Kyl um und betrachtete seine Tat: Kyl hatte, ohne es je geübt zu haben, genau richtig gehandelt; als wäre er für diesen Moment geboren worden. Dem zweiten Räuber stieß er präzise in den Hals – dessen trotz seiner Lederpanzerung mitunter einzigen verwundbaren Stelle. So hatte es nur zwei Lanzenstöße und meinerseits weniger als fünfmaliges Ein- und Ausatmen gedauert, da beide zu Boden gingen und Kyl die Gefahr von uns abgewendet hatte.

Und obwohl ich sein Potential schon seit langem erahnte, sehe ich ihn erst ab jetzt ganz anders an; weniger als meinen lehrigen Schüler, sondern als einen gleichgestellten Waffengefährten. Mich beeindruckte seine mutige und fehlerfreie Ausführung, und auch seine Bereitschaft, mich zu schützen. Aber in keiner Weise hatte er mich geschützt, denn für mich bestand niemals eine Gefahr.

Anders als Kyl sich dachte, war der Kampf die ganze Zeit für uns entschieden: Seine Vorstellung, mich als Greis – regungslos durch mein Alter, den Schreck der plötzlich auf-

tauchenden Räuber sowie meine Vorbehalte, an unpäßlicher Stelle zu sterben – zu schützen, mag ihm Kraft gegeben haben für den mutigen Vorsatz, Wort und Tat zu ergreifen. Jedoch hätten mich die Angreifer niemals verletzen können; mit einem Wink meiner Hand wären ihre weichen Körper zerschmettert worden!

Die Frage ist nun, wieso ich selbst nichts unternahm, sondern Kyl handeln ließ. Weshalb ich mit all meiner Macht nicht eingriff, um meinem Waffenbruder beizustehen oder es gar nicht erst zu einem Kampf kommen ließ. Wußte ich, daß sich die Räuber ohnehin niemals hätten bekehren oder von ihrem Vorhaben abbringen lassen? Weshalb besitze ich all die Macht und wende sie dann doch nicht an? Vielleicht, weil jemand mit solcher Macht darauf verzichten wird, wenn er weise ist?

Ich verhinderte nicht, sondern ließ geschehen: Sah zu, wie die beiden Männer starben und fand Genugtuung daran. War es mein innerer Glaube, daß dadurch wieder zwei schmutzige und unträgliche Elemente aus dieser Welt verbannt würden? Wollte ich mich innerlich der Fertigkeiten Kyls vergewissern, die ich schon so lange in ihm sah? Wollte ich, daß er etwas lernt? Oder erfährt, wie es ist, zum ersten Mal zu töten?

Kyl infizierte sich mit dem Dualismus des Todes, wie ich es vorausgesehen hatte. Damit ist gemeint, daß sich ein junger Krieger wie er nach dem ersten Mord gut und gleichzeitig schuldig fühlt. Während ich seine Wunden versorgte – er hatte zwei kleine Schrammen an Schultern und Armen davongetragen – berichtete er mir von seinen Gefühlen: Er fand sich schuldig, diese Menschen getötet zu haben (denn das hatte er zuvor noch nie) und sprach davon, daß es ganz anders sey als einen Hirsch totzustechen. Allerdings fühlte er sich auch seltsam erregt und überlegen mächtig. Ich mußte ihn an dieser Stelle in die Wirklichkeit zurückführen:

»Ich bewundere deinen Mut und beglückwünsche dich zu deinem Sieg. Du wirst von mir keinen Tadel bezüglich dieser Toten hören, denn zu töten, wenn man bedroht wird, sollte

niemals bestraft werden und kann auch ganz gewiß nicht dem Gewissen lastend anheimfallen! Doch vergiß niemals, Kyl, daß du nur im Nahkampf überlegen warst; hättest du Bogenschützen gegenübergestanden, wäre die Flucht die richtige Wahl gewesen!«

Eigentlich wollte ich Kyl etwas anderes raten. Nämlich, daß das Töten nur dann gerechtfertigt ist, wenn man sich in die Ecke gedrängt fühlt und um sein Leben fürchten muß. In allen anderen Fällen wäre es unter allen Umständen zu vermeiden. Und er hatte diese Worte auch erwartet; vielleicht prahlte er nur deshalb mit seinem Geschick, damit ich darauf anspringe und ihn wieder nüchtere. Jedoch übernahm jetzt mein innerstes Selbstbild die Kontrolle über meine Lippen und sprach, was gesprochen wurde. Denn wie ich aus eigener Erfahrung wußte, kann das Töten einen in eine Welt führen, in der man alleine ist. Sowohl wird man niemanden treffen, den du am Leben lassen willst oder dessen Tod du nicht durch ungeahntes Handeln befürchtest, noch wird man Leuten begegnen, die mit einem gehen wollen, weil sie die gewalttätige Handlungsbereitschaft in deinen Augen sehen. Mit jedem weiteren Toten wird man mehr wie ein Tier, das tötet um zu überleben. Das Töten wird nicht mehr nur in Zeiten der persönlichen Gefahr eingesetzt, sondern manifestiert sich wie ein Rausch zu einem Jagdgefährten, der einen auf immer neue Beute aufmerksam macht. Hat man das nicht unter Kontrolle, wird man am Ende selbst zum Gejagten.

In Wirklichkeit wählte ich die gesprochenen Worte nach meinem inneren Empfinden: In einer so harten Welt muß man mit Härte auf jede Gefahr reagieren. Es gibt einfach keinen Spielraum für den Versuch, derartige Gestalten verbal zu beschwichtigen! Ich wußte das, und Kyl im Grunde auch. Nur hoffte ich, daß in ihm noch etwas Platz bliebe, damit er nicht vollends meine leicht angefaulte Philosophie der Welt übernehme, sondern auch Teile meines Wissens und vielleicht sogar meiner Magie in sich aufnimmt.

## 6 Stift und Ring

**D**aß er mich lobt, habe ich erwartet. Aber keine weiteren Einschränkungen? Wieso betonte er nicht, daß ich nur in seltenen Ausnahmefällen töten dürfe? Ich selbst weiß das, und obwohl es die ersten Menschen waren, die durch meine feste Hand gestorben sind, werde ich niemals Gefallen darin finden können!

Es schmerzte nicht mehr als sonst, als mir Galortin einen Verband anlegte. Die Distelblätter in diesen Verbänden kratzten manchmal ein wenig, vor allem bei raschen Bewegungen. Doch diesmal war ich von dieser Unbequemlichkeit abgelenkt: Nachdem sich der erste Schwall an Glückseligkeit verflüchtigt hatte, erkannte ich die Wirklichkeit wieder. Sie war dreckig, hungrig und unbarmherzig wie sie immer gewesen war. Die Handflächen waren rot und die Finger schmerzten mir, da ich vermutlich noch niemals so kräftig mit der Lanze zugestoßen habe. Aber ich mußte sichergehen, daß der Stoß sitzt! Selbst über den Ablauf des Kampfes bin ich verwundert: Das Gesprochene, die wenigen Worte, und meine Haltung während des Angriffs waren die eines Fremden. So wußte ich gar nicht, daß ich so elegant in Stellung zu gehen vermag, und schon gar nicht, daß meine Kraft ausreicht, um einen Panzer zu durchstoßen!

Ich begann zu zittern, mir wurde unwohl und Galortin mußte das Verbinden unterbrechen. Viel lieber wollte ich den Schmerz spüren und das aus mir tretende Blut mit eigenen Augen sehen: So setzte ich mich auf die Erde und blickte in meinen Schoß. Die Hand von der noch nicht getrockneten Wunde entfernt, beschaute ich die rote Kruste an meinen schlanken Fingern und wischte das Blut an der Hose ab. Anschließend verkrampfte ich die Hände wieder ineinander.

Ist das das Schicksal eines Jägers, der zum Mörder wird? Der *gezwungen* wurde, zum Mörder zu werden? Soll ich die Räuber hassen, weil sie mich zu dieser Tat veranlaßten? Oder muß ich den Haß auf mich selbst richten, da ich meine

Fertigkeiten augenscheinlich nicht unter Kontrolle weiß? Werde ich jemals wieder Freude an der Jagd empfinden?

Mein Meister hatte bemerkt, wie unwohl mir war und wie gerne ich alleine geblieben wäre, um mich zu besinnen. Erstmalig hatte er mir offenbart, wie er zum Töten stand; daß es ihm weitgehend egal wäre, solange keine Unschuldigen betroffen wären. Ist das aber die richtige Einstellung? Prüft er mich schon wieder und erwartet, daß ich dagegen spreche? – Das Leben zeichnet und verwelkt uns. Es treibt die Gier ins Unermeßliche und die gleichsame Habsucht zu Höhen, die in Narrheit ihresgleichen sucht.

**G**alortin hatte sich derweil schon wieder anderen Dingen zugewandt und durchsuchte die Toten auf brauchbare Dinge. Dieses Verhalten war keinesfalls das eines heimatlosen Reisenden, der – kaum daß jemand gestorben war – ans Plündern seiner Habseligkeiten denkt. In der Tat machten das die meisten Menschen auf Primm, und nur auf diese Weise konnte alles in einen Fluß gelangen.

Wenn in meinem Heimatdorf jemand gestorben war und ein Haus hinterließ, für das es kein Erbe gab, wurden Einrichtung und Habseligkeiten des Verstorbenen unter den anderen Dorfbewohnern aufgeteilt und das Haus schließlich von einer neuen Familie bezogen. Was den alten Besitzer anging, war er bald vergessen; seine Leiche verbrannte man auf einem Scheiterhaufen, auf diese Weise war nicht einmal ein Grab zu schaufeln.

Und genauso war es mit den Räubern, denen man auf der Straße begegnete: Hatte man sie im glücklichen Fall überwunden, durfte man sich am Inhalt ihrer Taschen bedienen und alles mitnehmen, das man für nützlich hielt. Wären wir einem toten Kaufmann begegnet, wären wir mit ihm und seiner Ladung ebenso verfahren. Es ist also Unsinn, dieses respektlose Verhalten unserer speziellen Lebensweise zu schulden. Das hatte ich schon seit langer Zeit gelernt.

Es dauerte ein paar Minuten, dann stand ich wieder auf

der seligen Seite meines Gewissens; war froh, die beiden relativ unbeschadet überwunden zu haben und sah ein, daß dieß mir nicht nur Übung, sondern auch Lehre sein würde. Selbst wenn ich mich entschlöße, es niemals wieder zu tun.

Noch zitternd und mit wackeligen Beinen stützte ich mich auf der Lanze ab und erhob mich. Dann schwankte ich zu Galortin, der über einen der Toten gebeugt war und gerade seine Taschen durchwühlte.

»Viel haben sie nicht bei sich. Und schon gar nichts, womit sich etwas anfangen ließe. Selbst das Schwert und der Dolch taugen nichts. Das Gefährliche an ihnen war wohl allein ihre Aggressivität.«

In der Hand hielt er nur ein paar Lederschnüre, die er dem Liegenden aus der Rüstung gezogen hatte. Alles andere schien unnötig: Die Schuhe zu klein, das Unterzeug zu schmutzig, der Helm beinahe vollends zerstört. Kein Schmuck, kein Geld, nur den Stutzen einer Wurst in einem Lederbeutel, etwas Rauch-Kraut und eine Pfeife. Mehr und mehr wurde mir bewußt, daß die beiden wohl in noch ärmlicheren Verhältnissen lebten, als wir es taten: Sie schienen tatsächlich einfach nur in den Tag hineinzuspringen, hatten kein Ziel und keine Arbeit. Im Hunger zu rauben schien ihre Lebensaufgabe zu sein.

Umso mehr bemitleidete ich meine Tat, sie für ein paar Lederschnüre getötet zu haben. Aber wäre der Mord wirklich leichter zu tragen, hätten wir ihre Taschen voller Münzen und Schmuck gefunden? Was hätten wir damit schon anfangen können? Waren wir ihnen nicht verwandt und besorgten uns alles bei Bedarf aus der Natur? Bis auf die Kleidung am Leib und ein paar unentbehrliche Pflanzen in der Gürteltasche sammelten auch wir nichts ein und schleppten es mit uns herum! – In der Hoffnung, es irgendwann einmal gebrauchen zu können, um es beispielsweise gegen etwas ... Brauchbares einzutauschen.

Dieß einsehend, nahm auch Galortin von den Toten Abstand. Wir beide zogen die Körper ins Gebüsch, damit sie

nicht den Weg unpassierbar werden ließen. Ob wir Angst davor hatten, für dieses Verbrechen zur Rechenschaft gezogen zu werden, und aus diesem Grund die Leichen verbargen? – Keinesfalls! Und zwar aus drei Gründen: Erstens würde niemand die beiden vermissen, geschweige denn identifizieren können. Zweitens ist dieses Land so groß und unbelebt, daß es Monate dauert, bis die Körper gefunden würden, und bis dahin wären sie längst von wilden Tieren zerlegt. Und drittens sey gesagt: Selbst, wenn man uns mit diesen Toten in Verbindung brächte, würde man uns eher für die Entledigung zweier so schädlicher Elemente danken, als uns deswegen anzuklagen.

Diese Welt mag wenig gerecht klingen. Jedoch ist sie wahr und ungetrübt. Sie entspricht der Härte der Wirklichkeit, ohne sie durch Lügen oder falsche Vorstellungen zu verfälschen oder zu maskieren.

Hände und Waffe reinigte ich im selben Wasser. Das Fließlein schien sich gut darauf zu verstehen, Geschehenes ungeschehen lassen zu werden und Erinnerungen verblassen zu können: Gerade noch tauchte ich die rote Lanzenspitze in den Strudel, trug sich das Blut auch schon ab und war kaum fünf Schritte flußabwärts mehr wahrzunehmen. Hielt ich die Spitze anschließend in die Sonne, wirkte sie so rein wie gerade geschmiedet. – Eine Wandlung, für die ich dieses unbelebte Ding beneidete.

**N**och zwei Stunden später – wir hatten unseren Weg wie gedacht fortgesetzt – mußte Galortin beruhigend auf mich einsprechen und mir Geschichten zur Ablenkung erzählen. Jedoch, es half nur wenig.

Das Lager für die Nacht schlugen wir weitere zwei Stunden später auf. Seit wir von der Brücke getreten waren, folgten wir diesem Weg und mußten uns seitdem nicht ein einziges Mal entscheiden, davon abzugehen – es gab nämlich keine Abzweige!

Bis heute erstaunt und fürchtet es mich, in dieser Welt

einen gewöhnlichen Weg betreten zu können, und ihn über Stunden durch einen verlassenen Wald zu folgen, ohne einer Farm, Hütte oder Menschen zu begegnen. Es scheint ferner, als sey Prinm nur ein unbewohntes Tal in einer Wüste, von der noch niemand etwas gehört habe! Vor Urzeiten ist wohl ein tapferer Mann mit dem Gedanken aufgebrochen zu sehen, ob er vom einen Ende der Welt zum Gegenüberliegenden wandern könne, und es sich dabei möglichst in einer geraden Linie gehen ließe. – Dessen Überresten entspricht wohl dieser Pfad.

Ich wandte mich an den vorausgehenden Galortin, und äußerte ihm mein merkwürdiges Empfinden bei der Passage dieses Weges. Er dagegen riet mir zu anderen Sorgen und wies darauf hin, daß es sich nur um einen winzigen Wald handle (den man zudem bequem über einen Pfad überwinden könne!), stellte man den Vergleich mit dem riesigen Großen Forst im Zentrum von Prinm. In ihm könnte man Monate wandern und wäre doch nicht zur Hälfte durch, prahlte er stolz. Und ferner: Dort gäbe es auch keinen bekannten Pfad unter seinen Füßen, keine Karte und kein Ziel. Man wisse nicht, was vor und hinter einem liegt. – Aber war das hier – mit Ausnahme des Weges – so anders?

Im Leben eines Schülers kommt wohl irgendwann der Moment, in welchem er die Intentionen seines Lehrers zu verstehen glaubt und – aus dieser Ahnung heraus – sich Arroganz einbildet, die er nicht haben sollte. Die bis ans Ende seines Lebens gestellte Frage, jemals so viel Wissen und Erfahrung besitzen zu können wie sein Meister, wird nie beantwortet werden. Man lebt mit der Hoffnung, vielleicht einen sinnvollen Teil – die Essenz dessen, was man selbst zu verstehen denkt – einmal an seinen eigenen Schüler weitergeben zu können. Und doch wird man erst dann anerkannt und aus dem Beinamen seines Meisters herausgetreten sein, wenn dieser tot ist. Wie auch immer: Ich glaube, Galortin erzählte mir vom Großen Forst, wie er ihn sich vorstellte und nicht wie er wirklich war. Vielleicht müßte ich selbst an des-

sen Existenz zweifeln, bis ich seine unermeßliche Weite mit eigenen Augen vernehme! Und vielleicht erzählte Galortin mir auch nur in dieser Weise von ihm, um mir meine naiven Ansichten über diesen gerade durchschrittenen, lachhaft kleinen Wald vorzuführen und sich selbst dabei selbstsicher, das heißt erfahren, benehmen zu können. Vielleicht stimmt beides oder nichts. Doch was stimmte war, daß ich Ehrfurcht vor der kommenden Welt zeigen sollte, wo mich doch schon dieser kurze Fußmarsch schreckte!

Das Mahl vor dem Zubettgehen war weder reichhaltig noch schmackhaft. Es paßte aber gut zu unserer Stimmung. Galortin reichte den Ledersack mit frischem Flußwasser herum und ich drehte die in die Glut geworfenen Pilze mit einem Stock.

Der Magen knurrte noch, als ich mit meinem Gedanken fern der mir bekannten Welt war: Ich starrte nach oben in den ungewöhnlich klaren Sternenhimmel und verschwand darin. Als ich zurückkehrte, war das Lagerfeuer erloschen und es dämmerte.

Wie beinahe jeden Morgen rochen die Morgenluft und die Kleidung nach Rauch, was sich erst im Laufe des Tages verflüchtigte. Ich putzte mir den Dreck und die Nadeln vom Rock, nahm den Speer auf und sah zu, etwas zu jagen. Galortin kannte die Prozedur und es wunderte ihn nicht, wenn ich erst eine Stunde später zum Lager zurückkehrte, um das Frühstück zu präsentieren.

Ein Kaninchen und ein paar Vogeleiern brachte ich, die er sogleich entgegennahm, das Tier häutete und ausnahm. Schließlich zerlegte er es und steckte die Teile auf Spieße schräg gegen das von ihm entfachte Grubenfeuer. So war unsere Arbeitsteilung schon seit Jahren.

Das Gebratene würzte er mit abgezupften Blättern eines etwa kniehohen Krauts, das er noch am vorherigen Abend zum Trocknen nah ans Feuer gelegt hatte. Es schmeckte vorzüglich zum Mahl und erfrischte Geist und körperliche Kräfte.

»Ich habe etwas gesehen, das uns weiterführen wird. – Ein Wegschild.«

»Hier und mitten im Wald?« erstaunte Galortin.

»Ja! Etwa in dieser Richtung und weitab dieses Weges.«

Er dachte einen Moment nach und hatte wohl das gleiche im Sinn wie ich: Auch ich vermutete, daß die beiden Strolche, deren Treiben wir beendet hatten, keine vagabundierenden Männer waren, sondern aus irgendeinem Lager, vielleicht einem Dorf hier in der Nähe, stammten. Wenn auch nicht das Effelbacher Moor ausgewiesen sey, so könnten wir in dieser vermuteten Siedlung doch weitere Hinweise sammeln. Nach dem Frühstück brachen wir dorthin auf.

Fern des Weges war das Vorankommen langsam, entsprach aber der Umgebung, in der ich täglich jagte und mich am liebsten zurecht fand. Galortin brachte mir beim lästigen Durchsteigen des Gestrüpps diesmal weniger Vertrauen entgegen als sonst: Wiederholt fragte er nach, ob ich mich auch wirklich korrekt an die Richtung zum Wegschild erinnere und immer wieder wies ich jede Sorge ab. Ich sah Galortin sofort an, daß er sich hoffnungslos verlaufen hätte, kaum daß er einhundert Schritte in eine beliebige Richtung gestolpert wäre. Umso erstaunter zeigte er sich, wie wir ganz plötzlich auf einem befreiten Fußweg standen, vor uns das Wegkreuz, das Galortin nur fünf Schritte vorher noch gar nicht wahrgenommen hatte!

So wiederhole ich, daß Galortin an Weisheiten des Lebens erfahrener sein mag – die Wildnis jedoch obliegt meiner Aufsicht, da ich sie mir ohne Bewaldung vorzustellen vermag: So ist sie für mich kein braun-grüner, in jeder Richtung gleich aussehender Dschungel, sondern eine in Mulden und Höhen gegliederte Weite, so eben und unbewachsen wie die Gras-Steppe seinerzeit. Ich sehe statt der tiefen Haselsträucher nur die nackt herausstehenden Felsen. Anstatt bis zum nächsten Baum kann ich bis zum Horizont spähen und nichts bleibt mir verborgen. Indes weiß ich auch meine Schritte bis zur Unhörbarkeit zu maskieren, während die des Meisters so

auffällig sind wie eine haushohe Kiefer in einem weiten und vom Wind unberührten See auffällt. Er mag mir daher als Lehrer und Freund beiseite stehen; als Jagdgefährte taugt er aber nichts.

Galortin putzte sich die am Rock klebenden Disteln ab und richtete die Kleidung, ehe er seine Aufmerksamkeit dem Wegkreuz widmete. Er stand neben mir, war etwas außer Atem und legte die Hand auf meine Schulter. Wir wußten beide, daß er sich damit für seine Zweifel entschuldigen wollte.

»Kannst du das lesen?« fragte er beiläufig und spielte auf meine Körpergröße an, die ich dazu gebrauchen sollte, von dem weiter oben angebrachten Schild die darauf gewachsene Flechten-Kruste zu lösen. Ich schabte sie ab und las *Weskant*. – Das konnte im Grunde alles heißen: War es der Name einer Festung? Eines Dorfes? Oder der eines Gipfels? Außerdem zeigte das Schild in jene Richtung, aus der wir gekommen waren.

Ein weiteres Schild zeigte in die entgegengesetzte Richtung und auf ihm stand geschrieben: *Gut Himmelsturz*. Das war eindeutig die Bezeichnung einer belebten Behausung!

Diesem Hinweis folgend, verging ein weiterer halber Tag, nach dem wir dann endlich eine im Verborgenen liegende Taverne erreichten: Und sie war unheimlich in jeder Hinsicht!

All die Tage haben wir in gewohnter Einsamkeit verbracht – und nun dieser beängstigende Wechsel, einem Gebäude zu begegnen, aus dem laute Geräusche dringen; mehr noch: Gelächter, Schreie, Flüche, Hohn und Ulk! Das Untergeschoß des einsam auf der Wiese stehenden Hauses war hell erleuchtete und aus der Esse drang dicker Qualm, der von der Verbrennung einiger nasser Pappel-Zweige kommen mußte. Ich erkannte das sofort, da wir gleichartiges vermieden, um nicht auf uns aufmerksam zu machen.

Der grau-silbrige Qualm umhüllte in Teilen einen Wetterhahn, dessen metallische Oberfläche glänzte und das geringe

Mondlicht reflektierte. Um ihn herum waren die Ziegel beschädigt und an einer Stelle wuchs sogar etwas Gras.

Viel mehr als die Geräusche des Inneren forderte uns die umgebende Situation Aufmerksamkeit ab: Eine weite, nächtliche Wiese nahe einem endenden Wald; mit nichts bepflanzt, mit nichts Höherem außer Gras bewachsen. Die Ferne unbemerkt, allein das Gasthaus präsent. – Als wäre es gerade für die Befriedung unserer Neugierde wie auch die Herausforderung unseres Mutes an den Rand dieses toten Waldes gesetzt worden!

Lautlos schwebten die Wipfel des nahen Waldrandes gegeneinander, gleichso der schwankenden Stimmung aus dem Gasthaus! Wie unwohl war mir doch mit einem Mal, gedachte ich dem verheißenden Betreten jener Stube, welche uns im Moment der ersten Musterung innehalten lassen würde, um dann – angesichts der Vorstellung zweier so gesellschaftsfremder Wanderer – verkehren, täuschen, vielleicht sogar begreifen und verkennen mußte. Und was ließe sich dagegen tun?

Galortin schien dieses Unwohlsein weit weniger zu teilen, war er ganz auf die Musik konzentriert und lauschte ihr mit zugekehrtem Kopfe hin. Im Versehen starrte ich mit meiner sorgsam Miene etwas zu auffällig und unterbrach seine Zeit der Eingewöhnung. Direkt auf das Haus zugehend, bemerkte er mein Zögern und kehrte um:

»War es nicht das, was wir beide suchten? Wieso deine Zurückhaltung?«

In der Tat verstand ich seine Sorglosigkeit nicht. Ließ er sich schon außerhalb vom Schein fröhlichen und unbeschwertem Treibens betören? Ich dagegen schaute scharf auf die Büsche am Haus; den unübersichtlichen Winkel dort bei den Felsen. Jeden Moment erwartete ich das Hervorspringen eines weiteren unartigen Gesellens, danach trachtend, mir nach Ausstechen meiner Augen in meinen Taschen herumzuwühlen und sich dann, mich verhöhrend, davonzustehlen! Fester umgriff ich den Schaft meiner Lanze. – Allein, es gab

niemanden, der sich davon bedroht fühlte.

Mein Meister verfolgte, wie immer, eine ganz andere Strategie – und vielleicht war diese angebrachter: Fühlte ich mich ständig genötigt, mit der Lanze und meinem überlegenen Auftreten eine Abschreckung hervorzurufen; niemanden an mich heranzulassen und mit dem bloßen Äußeren Ehrfurcht zu erzwingen . . . , manipulierte Galortin die ihn umgebenden Menschen auf andere Weise: Wie ich vermutete, schritt er voran und gab mir Weisung, in einigen Minuten Abstand zu folgen, die Lanze jedoch zu verbergen.

**D**ieses Vorgehen hatte sich lange vor Kyls Bekanntschaft bewährt und fand bei einigen Besuchen in unbekanntem Dörfern und abgelegenen Farmen Anwendung. Kyl wußte das und gehorchte mir auch dieses Mal, auch wenn er – und das konnte ich im Glanz seiner brennenden, ungehaltenen Augen lesen – mein hinterlistiges, beinahe verschlagenes Vorgehen mißbilligte.

So vertrat ich die Ansicht, es sey weise, Fremden als jemand Unbedeutendes zu erscheinen: Schlug ich die Kapuze auf und buckelte ein wenig, war ich ein Bettler – anhand der Kleidung oder meiner Habe sowieso nicht von den wahren Verhältnissen zu unterscheiden. Die selbst Kyl weitgehend verborgene und nur selten zur Schau gestellte Fähigkeit, meine Umgebung und die darin waltenden menschlichen Seelen nach meinen Bedürfnissen zu formen und im Notstand die mich bedrohenden Leben im Vollzug meiner entfesselten Gedanken zu töten, sollte den Personen im Gasthaus selbstverständlich ebenso verborgen bleiben.

Gelegentlich erfreute ich mich an dem Gedanken, in verhüllter Weise überlegen zu sein und einen Kasper oder Würdelosen, Dahinsiechenden oder Dumbbart darzugeben, nur, weil ich es wollte und nicht weil ich es sey!

Doch warum der Aufwand? – Nun, zum einen lief man weniger Gefahr angefallen und ausgeraubt zu werden: Wer wollte schon einen Bettler bestehlen oder einen Kranken nur

anfassen? Zum anderen führt das Mimen von Unwissenheit viel öfter als man glaubt zu unüblicher Freundlichkeit und einem hohen Maß an williger Auskunft, vor allem, wenn Ausschank im Spiel ist.

Unsere Zwecke betreffend, sah ich auf diesem Weg die größten Chancen, Informationen über das Effelbacher Moor zu erhalten, ohne unser wahres Anliegen preiszugeben oder das unserer wahren Fertigkeiten.

Wie ein Unscheinbarer gekleidet, betrat ich die vom Kamin und Küchenofen erwärmte Stube und ward wie erwartet nicht bemerkt. Mit einem Hinkefuß und mich auf meinen Wanderstab stützend, schleppte ich mich zum nächsten Tisch und setzte auf einer Bank nieder, auf der bereits eine alte und mittelalte Frau saßen; beide wirkten in ihrer bescheidenen aber sauberen Kleidung wie Bauern. Die Kapuze abziehend und mich bei Kerzenlicht im Gerangel orientierend, bemerkte ich, daß die Alte neben mir im Sitzen eingeschlafen war. Die jüngere Frau daneben erkannte mich zwar, sah aber wortlos wieder ab. Ich grüßte einen Guten Abend und hustete etwas, worauf sie jedoch nicht reagierte. Vielleicht war sie benebelt vom Met. Mir gab es jedenfalls die Gelegenheit, mich erst einmal in Ruhe umzusehen:

Ein paar mehr Seelen als zwanzig waren anwesend und scherten sich ihrer Gewöhnung entsprechend um ihre eigenen Belange. Eine Gruppe junger Leute war in Lumpen gekleidet und sogar im Gesicht schmutzig; vielleicht gab es in der Umgebung eine Mine, in der sie Mineralien oder Kohle abbauten. Sie standen jedenfalls in dichter Gruppe und schlugen die Humpen gegeneinander, lachten und witzelten und schauten mit gierigen Blicken auf die vorbeilaufende Bedienung, die immerzu ihren Weg zwischen Tresen und den Tischen fand. Ihr lichtgrünes Kleid war mit roten Bändern verziert und am Kragen zusammengeschnürt. Das Haar zu einem Dutt gelegt und ein ermüdetes Gesicht aufgesetzt, nahm sie Krüge am Tresen entgegen, die ein älterer Mann mit Rauschbart und Schürze ihr füllte. Er schien in seiner

Aufgabe niemals zu pausieren; mehr noch, es wirkte, als verdinge er sich mit dieser Tätigkeit schon seit Jahrhunderten und hatte jede Hoffnung verloren, jemals davon loszukommen. Die junge Frau setzte die Krüge auf einem der Tische ab, nahm ein paar Münzen entgegen und auch das schmutzige Geschirr. Beim nächsten Gang an diesen Tisch brachte sie zwei Kerzen mit herbei und setzte sie in die auf dem Holztisch stehenden Halterungen. An einem anderen Tisch schnitt sie mit einer dieser neuartigen Lichtputzscheren den Docht herunter.

Diese Art der Licht-Gabe war vor allem in jenen Ecken notwendig, in denen der Schein des Kaminfeuers zum Erleuchten nicht gereichte. Auch meine Ecke war eher einer der Dunkleren zuzuordnen und von den zwei winzigen Lichtern pro Tisch erhellt, wenschon es bei mir zwei stark rußende Talglichter als Kerzen waren. Einige wenige kelchförmige Talglicht-Lampen hingen auch direkt im Raum: Drei über dem Tresen, eine über der Eingangstür, eine weitere an der Treppe ins Obergeschoß.

Überhaupt schien sich alles Leben in dieser unteren Etage abzuspielen, was ja auch nicht ungewöhnlich war. Unter den Gästen waren neben den besagten Minen-Arbeitern auch einige auffälliger gekleidete Personen; solche, die eine Mütze aus blauem Samt trugen, mit Federschmuck und metallischen Emblemen daran. Das Haar eines der Herren wallte unter diesem Hut hervor und lag ihm auf der Schulter. Beim eifrigen Gespräch mit seinem Nachbarn flog es hin und her, und ich erwartete für jeden Moment, es würde mit der nahen Kerzenflamme in Berührung kommen.

Wieder in einer anderen Ecke saßen drei mittelalte Männer mit Bauernkleidung und konzentriertem Gesichtsausdruck zusammen und würfelten. Immer wieder warf der eine die aus Knochen und Holz geschnitzten Würfel auf den Tisch, dreimal, dann schlug er vor Wut mit der Faust auf. Er gab an den nächsten weiter, der danach sein Glück versuchte. Die Würfel rollten ihm glücklich und er sortierte ein

paar zur Seite. Sie sahen sich an, hielten inne. Einer trank, alle stießen an, dann würfelte der nächste. Sowohl deren Spiel als auch das ewig wirkende Ausschanken am Tresen schienen in meinen Augen wie der Teil der Lebensschnur zu sein: Ich gewann Einblick darin, wie der eine sein Leben verwettet, der nächste es vertrinkt, der Dritte beständig arbeitet und kaum Zeit zum Atmen hat. Als wären diese paar Leute gleichentsprechend dem Wesen der Menschheit insgesamt!

Ich beobachtete weiter und mir fiel ein Hund auf, etwa so groß wie ein junges Schwein, mit weißen Ohren und borstigen braunen Pfoten. Der Rücken war ebenfalls braun und ebenso der unablässig wedelnde Schwanz. Immerzu erwartete er die unter den Tisch greifende Hand seines Herren, ihm das Fell zu kraulen oder sogar einen Hühnerflügel zuzureichen, an dem er kauen durfte. Er lag dort zwischen seines Herren Beinen und war so ungestört, wie ich mit gesellschaftlichem Abstand dieses Szenenbild beobachtete.

»Was wollt Ihr trinken?« stellte sich die Bedienung vor mich, gerade aus dem Schatten getreten. Ein hübsches, wenn auch üppig beleibtes Mädchen mit einer nach Fleiß aussehenden Schürze, mit Met bekleckert und in den Taschen einige Kerzen, die sie beständig auf den Tischen austauschte.

»Wie wäre es denn mit ... Wasser?« grinste ich zurück und gab mich töricht. – »Dazu müßt Ihr schon raus zum Brunnen!« blockte sie entsetzt ab und erinnerte sich auf diese Weise daran, daß mit einer solchen Bestellung nichts zu verdienen sey. In der Tat hatte ich auch nichts, das ich ihr bezahlen konnte. Aber deswegen war ich ja sowieso nicht hier.

Ich folgte ihr zur Theke, die sie in diesem Moment anging, um sich hinzusetzen und auszuruhen: »Hört, ich suche den Schatz im nahen Sumpf! Wißt Ihr etwas von ihm? Oder wie wir dorthin gelangen?«

»Wer ist *wir*? Und was für ein Schatz im Sumpf? Meint Ihr das Effelbacher Moor?« seufzte sie mit ermüdeter Stimme und wenig aufmerksam.

»Ja, das stimmt!« mischte sich plötzlich der neben mir stehende Kerl vom Tresen ein: »Es gibt da einen Schatz! Ich habe vor Jahren davon gehört!«

Nun ging mein Plan auch auf. Das Streuen eines beliebigen Gerüchts führt unter den Gemeinen beinahe immer zur Akzeptanz seiner Wahrheit. Im Grunde war es gleich, was ich sagte: Erzählte ich von der Suche nach einem Schatz auf einem Berggipfel, einem Geisterschiff, einer unheimlichen Erscheinung im Moor, einer Höhle mit Ungeheuern – bei all diesen *Legenden* würde sich wenigstens einer finden, der darin einstimmt und schwört, schon einmal davon gehört zu haben. Mir jedoch ging es ja nicht um die Legende selbst, sondern darum, den Einheimischen die Wegbeschreibung ins Moor zu entlocken.

»Ja wirklich? Ihr hörtet davon? Wie groß wird der Schatz wohl sein?« täuschte ich vor, »Seht Ihr, nur mein Sohn und ich sind noch übrig, seitdem unser Haus damals vom Blitz getroffen und niedergebrannt ist. Seitdem streifen wir umher und suchen unser Glück unter den Sternen. Und dann vernahmen wir ein Gespräch über einen möglichen Goldschatz mitten in diesem Moor! Aber in welche Richtung wir weitermüssen, das bleibt uns verborgen!«

»Tja, was weiß ich schon?« drehte er sich im Kreis und murmelte vor sich daher. Ich konnte spüren, wie ihn das Thema faszinierte und gedanklich so sehr von seiner eigentlichen Aufgabe ablenkte, daß er die Rufe einiger Gäste auf sich zog, ohne auf sie zu reagieren. Auch die Bedienung, die ich als seine Tochter zu erkennen glaubte, hatte ihren zwischengeschobenen Schlaf beendet und grübelte vor sich her. In diesem Moment betrat Kyl die Stube.

»Sehen sie! Dort ist mein Sohn!« gab ich den beiden flüsternd bekannt und lenkte die unterdessen im Raum umher-suchenden Blicke mit einem Winken auf mich. Er trat durch die Menge, wich aus und ergab sich, war wieder dominant und ließ andere sich abwenden. Den Tresen beinahe erreicht, gab es mit einem Mal einen heftigen Laut, der alle Personen

im Gasthaus verstummen ließ:

Ein Schlag wie ein einsekündiger Donnerknall, als sey ein gewaltiger Fels geborsten, den man aus dem Fluß genommen und ins Feuer geworfen hätte. Wie ich sogleich sah, hatte sich der auf Kyls Rücken festgeschnallte Speer gelöst und war abgerutscht. Die Spitze nach unten weisend, war sie in den Holzboden eingeschlagen und bedurfte einiger Ruckler seitens Kyl, sie wieder auszulösen.

Der Aufprall war so heftig gewesen – und dieß erstaunte selbst mich –, daß sich das Dielenholz an der Einschlagstelle etwas aufbog und am nebenstehenden Tisch eine Kerze umfiel. Der daran sitzende Gast behielt nur noch seinen Henkel in der Hand, denn der Krug dazu war durch den Schlag abgerissen und am Boden zerschellt. Vielleicht war es auch sein Aufschrei über das Naß im Schoß, der nun alle Blicke erst auf ihn richten ließ, dann auf Kyl, den eigentlichen Verursacher der Angelegenheit.

Der blieb stehen und regte sich nicht mehr. Sein anfängliches Zögern, die Taverne überhaupt zu betreten, schien sich nun augenblicklich zu bestätigen. Mißbilligend schaute er mich an und gab seinen Gram weiter. Dann lenkte er seinen Blick wieder verächtlich scharf in die Menge, in jedes einzelne Gesicht, und stellte selbst fest, daß es nichts zu fürchten gab. Meine Hoffnung dauerte an, daß Kyl mit diesem Ereignis gelernt habe, das Mißtrauen gegenüber Unbekannten zwar nicht zu verlieren, es aber zu lockern. – Und im Gegensatz dazu seine auf dem Rücken getragene Lanze das nächste Mal fester anzugurten.

Die Stimmung beruhigte sich wieder, das heißt, die Menschen verfielen erneut in ihre alte Lautstärke. Allerdings war unsere Anwesenheit nun alles andere als ein Geheimnis. Dafür schien sich die Bedienung an etwas Hilfreiches zu erinnern:

»Jetzt fällt es mir wieder ein!« rief die bei uns stehende Frau aus und schaute mir fragend in die Augen. Ich neigte meinen Kopf und spitze meine Lippen, gespannt auf das,

was sie mir sagen mochte: »Das geschah vor ein paar Jahren, vor Zweien, wenn ich mich recht erinnere. Ein Streit an einem Tisch, dort an der Nordost-Wand. Es war schon tief in der Nacht und das Haus nur noch zu einem Drittel gefüllt; wie immer saß der alte Fagi am Tresen und spann seine Geschichten im Suff. Sein ihm zu Füßen liegender Köter bellte keinen Laut, schließlich war er nicht weniger alt als sein Herr. Hin und wieder bewegte er den Hinterfuß und scherte sich damit Ungeziefer aus dem Pelz. Eine Fähigkeit, auf die Fagi keinerlei Mühen vergab. Als er aber davon zu säuseln begann, daß er einige Tage zuvor sich mit seiner Schaf-Herde nahe dem Effelbacher Moor aufhielt und in ihm Säulen aus braunem und schwarzen Rauch in den unendlichen Himmel aufsteigen sah, entwickelte sich eine Diskussion mit einem selten gesehenen Gast, der all das bezweifelte. Der jedenfalls kam in der Tat nur wenige Male das Jahr, trank schweigsam sein Bier und grüßte hin und wieder einen Bekannten, bevor er für Monate wieder verschwand. Die Seltenheit seiner Besuche hielt ihn jedoch nicht davon ab, sich ungehalten und aufdrängend in Fagis Geschichte einzumischen: 'Am Moor willst du gewesen sein? Da gibt es doch keine Weiden, so nah am Moor!' – Er provozierte Fagi regelrecht, der natürlich auf der Wahrheit seiner Beobachtung beharrte und nicht wie eines seiner Schafe behandelt werden wollte. Er sey sich ganz sicher, daß es dort Weiden gab, schließlich wäre er mit seiner Herde dort gewesen und wenn er wollte, könne er den Hund befragen. Dieser schaute ein wenig hoch, kannte aber den Unsinn, den sein häufig betrunkenener Herr von sich gab, bereits. Jedenfalls diskutierten sie wenigstens eine halbe Stunde darüber, ob es dort eine Weide gab, bevor sie das Thema auf die seltsamen Rauch-Säulen schwenkten.«

»Und wo ist dieser Fagi jetzt? Er könnte uns zum Moor führen!«

»Tot ist er! Verbrannt vor einem Jahr in einer Scheune, aus der er die verängstigten Tiere treiben wollte, bevor ein glühender Balken ihn erschlug«, wandte der Wirt ein.

»Laßt mich zu Ende erzählen, und ihr werdet es verstehen!« – Dem fragenden Blick entgegnete ich ein stummes Nicken.

»Fagi vertrat die Vermutung, daß die rauchenden Säulen nur von Häusern stammen konnten; einem verborgenen Dorf im Moor. Sein Diskussionspartner argumentierte, daß die Rauchsäulen, falls es denn welche waren, auch die von Köhler-Haufen gewesen sein könnten. Ein weiteres Dorf sey so fern von anderen Siedlungen, und noch dazu in einer so ausgesprochen unwirtlichen Gegend, kaum zu erwarten. Fagi hielt dagegen, daß er außerdem Kinder an einem Rinn-sal spielen gesehen habe, und die mußten unzweifelhaft aus jenem Dorf stammen. Er mutmaßte sogar, es sey jenes sagen-umwobene Dorf, in welchem die Einwohner in ihren Kellern und Dachböden ganze Schätze horteten. Aber alleine getraue er sich nicht, ins Moor einzuschreiten und der Sache nachzugehen; schließlich wäre er zu alt für solche Abenteuer und außerdem habe er sich um seine Herde zu kümmern. All das endete letztlich darin, daß sich der Fremde von Fagi aufzeichnen ließ, wo die besagte Stelle gelegen haben soll.«

»Er hat es aufgezeichnet?« bemerkte ich aufgeregt und Interesse heuchelnd.

»Ja, er ritzte es mit einem Messer mit Horn-Griff in einen der Tische. Ich erinnere mich genau an den besonderen Dolch, da er immer sehr auffällig und griffbereit an seinem Gürtel hing.«

»Was ritzte er?« konnte ich nun kaum noch abwarten.

»Na, eine Karte, mein Herr! Eine Karte von der Lage des Moores, seiner Weide und der Richtung von hier aus. Kommt!«

Sie lief voraus zum einzigen Tisch in der Nordost-Ecke des Hauses und schob die Tischdecke beiseite. Dann schwenkte sie eine der Kerzen darüber und etwas Wachs tropfte auf die Tischplatte. Und tatsächlich: Eine Karte, unbeachtet und unter dem Stoff verborgen. Verschmutzt mit Speise-Resten und Fett, vielfach gefärbt durch verschütteten Wein und andere

Flüssigkeiten. Die Rillen beinahe abgewetzt von der schroffen Haut der auf dieser Tischplatte stützenden Ellenbogen. Aber es war noch ein wenig erkennbar.

Ich drehte meinen Kopf nach der Karte und sah sogleich das kleine Quadrat, das dieses Gasthaus darstellen sollte. Eine wellige Linie führte von ihr fort, schlang sich um einen Berg und dann über einen Fluß. Und dann war dort ein verblichener Fleck, der wohl für die Weide stehen sollte; ein gezackter Rand und etwas dahinter, das zunächst wie kleine Striche wirkte, dann aber als spielende Kinder identifiziert werden konnte. Auf diese Weise war wohl auf das Dorf hingewiesen, das sich angeblich im Moor befinden soll.

»Und dieser Kreis hier? Was soll das sein?« – Kyl zeigte auf eine kreisrunde Figur nahe dem welligen Pfad zum Moor.

»Damit kann man die Himmelsrichtung ablesen! Das wird die Sonnenscheibe sein! Und da sie zum Gasthaus im Westen steht, müßt Ihr weiter nach Norden!« warf der Wirt ein, der sich wohl selbst so fühlte, als würde er eine geheime Botschaft zu einem Schatz entziffern.

Aber etwas mißfiel mir daran: »Er war Schäfer, sagst du? Dieser Fagi war Schäfer?«

»Ja, das stimmt«, bestätigte man mir in zusammengetretener Runde. Mittlerweile waren auch drei andere Gäste dazugestoßen, die sich für unser mysteriöses Treiben und Tuscheln interessierten.

»Mit dem Kreis ist nicht die aufgehende Sonne im Osten gemeint. Auch wenn in diesen Landen die Toten seit Jahrtausenden in der Form beerdigt werden, daß ihr Gesicht nach Osten gerichtet ist und sich diese Tradition als eine Art Dahingegebenes – ein Symbol für die Himmelsrichtung Osten – eingebürgert hat, wird die aufgehende Sonne im Westen sein.«

»Und wie kommst du darauf?« rief ein Mann dazwischen, den ich im Gedränge gar nicht richtig erkennen konnte. Man hielt mir die Kerze näher ins Gesicht: »Schäfer sehen die Himmelsrichtungen anders, sie zählen sogar die Tage anders.

Während alle anderen Menschen auf Primm nicht die Tage verstreichen sehen, so zählen sie die Nächte. Da ein Schäfer aber bei seiner Herde wacht, fühlt er sich verpflichtet, dieß besonders in der Dunkelheit zu tun; zu jener Zeit, wenn die größte Gefahr für seine Schützlinge droht. Selbst ich kenne diese Gewohnheit aus meiner eigenen Kindheit: Der Schäfer wacht mit seinem Hund die ganze Nacht und legt sich erst im Morgengrauen zum Schlafen. Und während für alle anderen die Nacht endet, so beginnt sie für ihn, und mit ihm *sein* Tag. Was uns die Sonne im Osten ist, ist sie ihm im Westen. Deshalb ist jene gezeichnete Scheibe die Sonnenscheibe im Westen; wir müssen also nach Süden gehen, um zum Effelbacher Moor zu gelangen!« schlußfolgerte ich.

Aber in meinem Eifer vergaß ich das Gebot der Geheimhaltung und schwatzte meine Gedanken frei heraus. Etwa ein Dutzend Augen starrten mich verblüfft an, Kyls eingeschlossen. »Was wollt ihr eigentlich da?« krächzte eine Stimme aus der hinteren Reihe. Doch bevor die Bedienstete vom Wirt die Geschichte vom Dorf voller Schätze aufs neue der neugierigen Menge erzählen konnte, griff ich Kyl am Arm und verließ mit ihm die Stube. Interessanterweise hatte ich nicht das Gefühl, daß jemand für unser Gehen ein offenes Auge hatte. Ohnehin würden wir die einzigen sein, die genug Mut aufbrachten, das Moor zu finden.

**W**ir flohen in den nahen Wald, verbargen uns im Dickicht und hielten nach Verfolgern Ausschau. Doch die schwebenden Lichtpunkte am Himmel wanderten eine weite Strecke, und niemand verließ die Taverne. Von innen drangen noch immer Gesänge und Rufe, das Licht flackerte nahe den Fensterscheiben und aus der Esse rauchte es ohne Unterlaß. Es schien, als habe man uns längst vergessen.

Das, was den meisten wie eine beständige Flucht vor anderen Menschen erschiene, hüllt uns insgeheim ein wie ein Schutz-Zauber, hinter dem wir uns verdingen können, ohne

Gefahr fürchten zu müssen. Ein Leben im Hintergrund, im Verborgenen, wirkt auf die anderen Menschen wie ein Leben voller Geheimnisse, als trüge man selbst die Erinnerung an eine furchtbare und schändliche Tat im Gewissen, für die man nicht ins Gesicht gesehen werden wollte. Einige unter denen werden stattdessen *uns* fürchten, meinen sie doch durch unsere heimliche Lebensweise in uns Diebe und Gauner erkennen zu können. Aber was zeigt schon die Art zu leben an? Charakterisiert sie wirklich das Wesen selbst? Ist denn eine Maus etwas zu Fürchtendes, nur weil sie bei Nacht sich in der Küche umschaufelt? Oder eine Spinne, weil sie auf hinterhältige Weise Insekten in ihr Netz lockt und dann tötet? Was wir an diesen Tieren verkennen, ist ihr wirklicher Nutzen. Und im Gegensatz zu den Gewalttaten, die wir Menschen einander antun, ist der Netz webenden Spinne wenigstens nachzueifern, tötet sie doch immerhin nur das, was sie zum Leben braucht.

Die im Norden stehende Sternengruppe zu finden, war nicht schwer: Der dunkelblaue Himmel ließ nur wenige graue Wolkenhäufchen über sein Antlitz ziehen und sogleich verblassen, näherten sie sich dem Mond am Horizont. Es war die Zeit des Schäfers.

Das Rad, wie man das Sternbild des Erntenden Bauerns hierzulande kurz nannte, war gut erkennbar; die vier hellsten Sterne drehten sich in einem Quadrat genau umeinander und zeigten damit in die einzig festsitzende Himmelsrichtung. Schon sehr früh hatte ich Kyl beigebracht, dieses Zeichen zu finden, es wäre eine der Grundlagen zur Orientierung bei Nacht.

Ich erinnerte mich dabei an die Geschichte, die ich ihm als Kind unterbreitete: Denn genau genommen, war es kein Rad, das der Bauer in die Luft hielt, sondern eine Feldfrucht; eine kreisrunde Feldfrucht. Vor tausenden Jahren schon kannten die Menschen dieses Sternbild; ursprünglich hatten sie es dem Bauern gewidmet, dem Standbein in einer jeden Gesellschaft. Stolz hält er nach der Ernte seine Frucht gen Himmel,

dankt dem Regen und der Sonne; dankt für die schwachen Stürme und die vertretbaren Schädlinge. Die Frucht, einst aus der Saat gewachsen, nun als Mittelpunkt des Himmels und richtungsweisend für alle Verirrten.

So folgten wir dem Zeichen in entgegengesetzter Richtung, schließlich lag unser Ziel im Süden. Uns vom Waldrand immer weiter entfernend stießen wir gemeinsam vor, obwohl Kyl wie ein Wolf durch die Büsche huschte, beinahe lautlos und geschickt; während ich kaum die Hand vor Augen sehen konnte und mir unentwegt Zweige ins Gesicht schnellten. Nach einer Weile hielten wir inne – aus Müdigkeit – und nahmen einen Baum als Schlafplatz ein. Kyl bevorzugte wie so häufig einen der unten Äste, während ich mich – auch aus Gründen meines Alters – an den Wurzeln niederlegte und meinen Kopf in den Umhang drückte. Ohnehin wäre Kyl sofort zur Hilfe gekommen, falls mir Gefahr gedroht hätte.

Als dem Schäfer Nacht wurde, folgten wir entsprechend dem Sonnenstand unserem Weg durch den Wald. So weit man blickte, sah man kein Ende zwischen den ewigen Birken und Kastanien; der Boden rot und grün vom Laub, die niedrigen Büsche dicht und stachelig, als wollten sie uns vom weiteren Fortschreiten abhalten. Sich durch sie zu bahnen, ermüdete mich bis Mittag so sehr, daß ich rasten mußte. Seit Jahren war ich es nicht mehr gewohnt, durch so dichtes Unterholz zu kriechen; viel lieber schritt ich freien Fußes über weite, schlammige Wiesen; aufmerksam gegenüber dem Seltsamen an der Grenze der Augenweite. Ein freier Mensch, der freies Land den Vorzug gibt.

Während Kyl auf die Jagd ging, setzte ich auf einem Lagerfeuer einen Tee an. In das zunächst aufgekochte Wasser, das ich einige Stunden zuvor an einem kleinen Wasserlauf im Wald aufgefüllt hatte, legte ich zwei lange, lanzenförmige Blätter eines Strauches, dessen unterer Stiel silbrig glänzt. Es heißt, der Silberfuß, so der Name der relativ seltenen Pflanze, habe eine Gedanken-anregende Wirkung, kann aber auch recht abführend wirken. Ich sah darin keinen Nachteil, son-

dern eher die Vorzüge der inneren Reinigung. Nach ein paar Minuten entfernte ich die Blätter wieder, damit sie nicht zu viel Wirkstoff abgaben. Indes streute ich weitere Zutaten bei, z. B. die kleinen knolligen Samen eines Grases sowie diverse getrocknete Blätter von Brennessel, Thymian und anderen Waldkräutern. Außerdem legte ich immerzu Stücken von Birkenrinde ins Feuer, die ich schwefeln und verkohlen ließ, um daraus Teer zu gewinnen. Mit diesem umklebte sich Kyl den Schaft seiner Lanze und ich strich etwas auf die Sohlen meiner Schuhe, damit durch einige der Löcher keine Feuchtigkeit mehr eindringen konnte. Kyl hatte diesmal kein Tier erjagt, aber einige Kastanien mitgebracht, die wir schälten und zur Röstung ins Feuer warfen.

»Wir sollten diesen Wald bald verlassen können«, begann Kyl das Gespräch, »Vorhin beim Jagen kletterte ich auf einen Baum und schaute fern. Da sah ich einen Fluß, breit und stark, umringt von ansteigenden Hügeln mit weiten Wiesen. Die Hügel fielen zu allen Seiten sanft ab und vereinigten sich mit der Talsohle, als würden sie hineinfließen. Gelänge es uns, einen dieser Berge zu erklimmen; vielleicht würden wir das Moor von dort aus schon sehen?«

»Vielleicht, Kyl, vielleicht. Doch schüre deine Hoffnung nicht zu sehr, sondern lerne vom Weg selbst! Richte deine Aufmerksamkeit nicht auf den nächsten Schritt im Leben, sondern deinen Geist auf die Natur und die Lebewesen in ihr. Dann wirst du verstehen, wie alles funktioniert; und auch die Meta-Welt zwischen ihr und ihrem Geist, die man im allgemeinen auch *Magie* nennt!«

Einige sehr ähnliche Reden hatte ich ihm schon öfter gehalten. Und ein jedes Mal schaute wie er jetzt: Bedächtig, beschämt, als wolle er etwas sagen, aber getraue es sich vor mir nicht. Insgeheim wußte ich von seinem Zwiespalt, sich für meine Obhut mit dem Studium der Magie erkenntlich zu zeigen, andererseits aber ganz andere Interessen zu verfolgen. Doch auch, wenn er jetzt glaubte, überhaupt kein magisches Talent zu besitzen, so hatte er es doch, und mußte

es nur zulassen.

Viel zu oft habe ich das Gefühl, nicht *das* sein zu dürfen, was ich sein *muß*! Galortin ist bei weitem kein schlechter Mensch – so sorgt er sich wie kein anderer um mich, zeigt mir die Natur, wie man überlebt und vor anderen spricht; wie man denkt, bevor man handelt; wie man handelt, bevor man gewährt. Seine Absichten, mich zu ihm selbst werden zu lassen, blieben mir nicht verborgen.

Doch Galortin verkennt den Freisinn meines Geistes; und dieser würde sich nie in einen solch disziplinierten Gurt zwängen lassen! So springt er ungeduldig und mit schlagendem Herzen von einem Gedanken zu einem ganz anderen, fühlt die Welt anstatt sie zu wissen. Möglicherweise bleiben mir dadurch magisches Handeln und Meditation verwehrt, doch was schadet das?

Allein eine Motivation erschien mir erstrebenswert, erinnerte ich mich und hielt die heiße Kastanie fest. Ganz frisch hatte ich sie mit einem Stock aus der Glut gerollt und in meine Hand gelegt. Ich umschloß sie zur Faust und ließ den in die Haut geleiteten Schmerz sich annähern. In dieser Hinsicht besaß Galortin etwas, dessen ich nicht fähig war – die Toleranz jedweden Schmerzes und jedweder Pein. Und das ging so:

Schon einige Male konnte ich den Meister dabei beobachten, wie er meditierte; ich glaube, es gibt kein anderes Wort für das, was er tat. Wann immer sich die Gelegenheit ergab und er nichts anderes zu tun wußte, kniete er auf den Boden und setzte sich auf seine Füße. In seinem Schoß faltete er die Hände und griff ineinander. Die Augenlider verschlossen und von nichts abzulenken, entschwand er bei diesen Meditationen in eine andere Welt, wie er mir erzählte. Er könne es mich lehren, und doch sey es bei jeden eine andere Wahrheit.

Wozu nun diente diese entspannende Haltung? Galortin berichtete mir ernst und stolz zugleich, daß sein Geist bei

ausreichender Konzentration den Körper verließ – zurückließ. Stattdessen dringt der Geist in sich selbst, sehr tief, und trifft dort schließlich auf ein *inneres Zuhause*. Es ist nicht als Symbol für einen beschwichtigten Geist zu verstehen, sondern darf in der Tat als Wohnstätte betrachtet werden! Und bei jedem sähe dieser Unterschlupf anders aus.

Es gab wohl nicht viele, die wie er diese Form der Meditation beherrschten, und noch viel weniger von diesen, die darüber erzählten. Es wäre wohl kein Geheimnis, das nur Auserwählten mitgeteilt würde – ein jeder habe die Fähigkeit, sich in sein eigenes inneres Zuhause zu denken.

Bei manchen Meditierenden wäre es eine unterirdische Höhle, ein Haus aus Stein auf einem Plateau oder eine Fischerhütte an einem Fluß. Galortins Zuhause hatte sich in Form einer Aushöhlung unter einer riesigen Baumwurzel manifestiert. Der tote Baum stand inmitten eines vernebelten Sumpfes, aus allen Richtungen ertönte ein Konzert aus rauschendem Blattwerk und Frosch-Gequake, und jenem eigenartigen Plätschern, wenn ein Fisch auftaucht und sofort wieder unter die Wasseroberfläche schnell. An diesem Ort wäre es immer kurz vor Sonnenuntergang, und wenn er dort eintrifft, dann steht er direkt vor dem Zugang zu seinem *Haus*.

Eine Tür gäbe es zwar, aber kein Schloß. Schließlich war er der einzige, der dieses Refugium erreichen konnte! Es war ein Zuhause, das ihm niemand nehmen kann und wo er sich geistig ausruhen konnte; wo er sich absolut sicher fühlen kann, da niemand diesen Ort kennt oder gar zu besuchen fähig ist. Und darin bestand auch die Bedeutung dieser Illusion: Galortin war überzeugt, daß er niemals Leid zu fürchten hätte. Würde er gequält oder gefoltert werden, geriete er in Gefangenschaft oder wäre dem Tode nah – wann immer er wollte, könnte er an diesen persönlichen Ort reisen, finde sich frei von Schmerzen wieder und mit einem erfrischtem Geist.

Tritt er durch die Tür, sieht er einen einzigen Raum vor

sich, rund und von der Breite der Baumwurzel, die die Wohnung wie ein Dach übersteht. In der Mitte stünden zwei Schränke mit Geschirr und Büchern. Auf einem dieser Schränke brennt eine Kerze, solange er denken kann. Eine der Winkel ist als ein Vorratslager angelegt: Zwei Bretter an der Wand tragen Kartoffeln und Zwiebeln, auf der anderen Seite hängt ein Knoblauch-Zopf, der immer rasch aufgebraucht ist. Galortin lächelt bei diesem Gedanken. Da lagern Karotten im Sand, umringt von Eingemachtem in Gläsern. Eine Schüssel mit halb geschälten Bohnen, ein Schinken, der an einem Haken hängt. In einer Schale zum Mahlen lagen ein paar frische Pfefferkörner, groß und in allen Farben, vermischt mit Senfsaat; auf ihnen lag ein Stein, mit dem man sie zermahlen konnte. Ein Fäßchen enthielt sogar Kraut, das er so mochte. Schlicht, es gab alles, von dem Galortin gerne aß und noch mehr.

In einer weiteren Ecke gab es eine winzige Feuerstelle, die Platz für ein paar kalte Füße oder einen einzigen Topf hatte. Heute hing wieder ein dampfender Eintopf an der Kette. Galortin rührte darin und beförderte Kartoffel-Stücke und Kohl an die Oberfläche der Suppe; der Raum roch nach Majoran und Nelken. Letzteres – so war er es gewohnt – gab er gerne seinen Tees zu.

Doch auch für das geistige Wohl wurde gesorgt: Eine dritte Nische bot einen Tisch zum Schreiben und Zeichnen. Darauf lagen flüchtig notierte Papiere, ungeordnet oder gestapelt. Ein Becher mit Pinseln und ein Tusche-Behälter standen rechts einer handgemalten Skizze von einer Blüte.

Zuletzt wurde eine freie Stelle des Zimmers mit einem Bett ausgefüllt, einladend und gemütlich zugerichtet. Gleich neben ihm ein Tischchen mit Briefen aus der Jugend, und eine weitere Kerze. Vielmehr Licht sollte es wohl nicht geben. Aber das benötigte sein Geist auch nicht, er fand sich ohnehin bestens zurecht.

Und wann immer er dieses Zuhause betrat, Ermattung verspürte – legte er sich zur Ruhe. Wollte er sein Wissen

niederschreiben, ging er zum Tischchen. Wollte er sich mit geschlossenen Augen ins Lager setzen und den vermischten Duft von zerstoßenen Senfkörner, Rüben-Grün oder Sellerie in seiner Nase wissen; und selbstgefällig wie kein anderer auf all das schauen, das unveränderlich das seine sey – er tat es einfach.

Ich fühlte mich durch jene Beschreibungen stets angeregt, selbst in diesem Haus zu gehen und es das meine zu nennen. Galortin mahnte aber, daß sich jeder sein eigenes Heim schaffen solle – umso sicherer könnte man sich fühlen, umso *heimischer* wäre es einem. Er selbst kenne diesen Ort seit seiner eigenen Jugend, die viele Jahrzehnte zurückliegt. Niemals hat er eine unvermeidliche abschließende Befriedigung empfunden und sich nach etwas Abwechslung gesehnt; für ihn war es der Platz, zu dem er ewig gehörte, solange er denken kann. Mehr noch, so behauptete er, würde er auch im Schlaf einer jeden Nacht dorthin finden, könne sich am nächsten Morgen aber nie daran erinnern.

**D**ER Neid darauf, einen Ort absoluter Sicherheit zu kennen und beliebig aufsuchen zu können, trieb mich an. Mit einem Male wollte ich mein rebellisches Dasein beenden und ihm meine ganze Aufmerksamkeit widmen. Auf diese Wiese könnte ich noch mehr Tugenden und Fertigkeiten meines Meisters annehmen, anstatt die Gegebenheiten mit meinem eigenen Willen zu ergründen. Und meine Lehre würde solange andauern, bis er stürbe und erst dann würde ich meinen weiteren Weg festlegen können! Warum auch nicht, schließlich war er der einzige, der mir etwas vom Leben erzählen konnte!

Plötzlich fühlte ich mich klein und unbeholfen. Wie ein Küken, dem es nicht einmal gelänge, eine Barrikade von einer Handbreit Höhe zu überwinden! Insgeheim bewunderte ich verschiedene seiner Handwerke, allen voran die Kunst mit Pflanzen zu heilen und mit Pflanzen Dinge herzustellen: Sey es eine Behausung, Kleidung oder ein Hut, eine Mat-

te zum Liegen, eine Tarnung, Farbe, Kunst oder Werkzeug. Eßbares und Wasser ebenso wie ... alles andere, durch das ich unabhängig von allen anderen Menschen sein könnte. Obwohl es Menschen geben mag, die dieses Ziel nicht als eine Tugend anerkennen, halte ich es doch für erstrebenswert. Zu wissen, daß man das Ziel bis zur Perfektion niemals erreichen wird, mag nicht schmerzlich sein; aber danach zu streben, wird auf jeden Fall Charakter und Geschicklichkeit schulen!

Besonders die Herstellung von klebrigem Birkenteer zeigte sich in meinen Augen als bewundernswertes Können. Diese vielseitige Substanz gerne selbst herstellen zu können, fehlte es mir doch an Geduld, Galortin eine Stunde lang beim Umschichten des schwelenden Holzes zuzusehen, um mir die Technik selbst anzueignen. Und im schändlichen Geständnis weiß ich von einer Trägheit, das Gesehene zu lernen – ich sollte es aber, denn wer könnte es mir sonst zeigen? Wenn Galortin eines Tages nicht mehr ist, und ich habe es bis dahin nicht gelernt – dieses großartige Wissen ginge verloren und ich entbehrte mich der Möglichkeit, den Teer zu nutzen. All das trieb mich immer weiter an, wie er zu sein.

»Wie ist deine Meinung?« – pausierte er kurz, als habe er meine Gedanken gehört und wolle nun meine Selbstsicherheit stärken: »Was gedenkst du im Effelbacher Moor zu finden?«

»Ich?« verwunderte ich: »Ich folge Euch nur!«

»Ich möchte aber, daß du deinen eigenen Kopf hast! Was also versprichst du dir vom Aufsuchen dieses Moores? Das Gold aus dem Dorf?«

»Gold hat uns doch noch nie interessiert! Wir wissen auch nicht, ob wir das Dorf je finden, falls es denn existiert, geschweige denn in jenes eindringen können, falls uns die Einwohner unfreundlich gesinnt sind!«

»Und weiter? Du wolltest noch mehr sagen!« durchschaute mich sein Verstand wie eine Fensterscheibe.

»Welches Ziel, Meister, können wir überhaupt für unser Leben nennen? Seit Jahren ziehen wir durch die Lande, leben unabhängig und frei, sehen neue Gebiete und erforschen die Natur. Wir leben aus ihr, leben *mit* ihr; meiden Siedlungen und Menschen, wo immer wir ihnen begegnen. Mir selbst mag das wenig bedeuten, lerne ich doch beständig und jeden Tag – von Euch oder meiner Umgebung. Und doch ... erscheint mir alles *unbefriedigend!*«

»Es erscheint dir so, weil du nicht alles vom Leben kennst. Mein Alter eines Tages erreicht, wirst du auf eine Vergangenheit zurückblicken, nach der du dich sehnen mußt. Es wird dir weniger erstrebenswert erscheinen, nach vorne zu gehen denn zurück! In der Tat – und dafür möchte ich mich beinahe jeden Tag entschuldigen – verwehre ich dir den Zugang zum Rest der Menschheit. Zusammen mit dem Wissen, daß allein der Tod real ist, kann es nur ein einziges Ziel im Leben eines jeden geben: die Gründung einer Familie.«

**W**ir schwiegen. Sollte das das Ziel sein? Wieso dann liefen wir zum Effelbacher Moor? Wegen einer weiteren Lektion? Weil Galortin sich von dort besondere Pflanzen erhofft oder vielleicht die Hütte aus seinen Träumen?

»Sehr bald schon, Kyl, werde ich diese Schuld abgegolten haben«, schwelgte er mit alter und verblassender Stimme: »Der Preis, all die Jahre von mir gelernt zu haben, wird nicht zu hoch sein; und ich sehe, daß du dem entsprechen wirst, das dich treibt; das finden wirst, das dir zur Vervollkommnung gereicht und dich deine Unvollständigkeit vergessen läßt. Wie auch ich, wirst du eines Tages deine Frau und Kinder als einzige relevante Priorität annehmen, und sie mit deinem Leben und deiner Intuition zu schützen wissen.«

Kein Wort wußte ich darauf zu sagen und schaute gedemütigt zu Boden.

**E**ine halbe Stunde muß verstrichen sein, vielleicht auch mehr. Wir wechselten kein Wort und wenschon wir uns seit Jahren so vertraut und verbrüdert schienen, war diese offenbarende Aussprache doch so erleichternd, daß mir eine beginnende Träne im Auge stand. Bald erhob ich mich und schürte das Feuer aufs neue, der Meister beobachtete mich.

Könnte ich seinem Vorbild je zur Gänze entsprechen? Seinem in mich gelegten Vertrauen je gerecht werden? Welche Prüfungen sollten in diesem recht unbeschwerten Leben noch auf mich warten? Würde all das je ein Ende finden?

»Die Reise wird mich schulen, Meister«, flüsterte ich dem Feuer zu und stocherte darin herum, ohne Galortin wirklich anzusehen. Aber ich bemerkte verschwommen im Augenwinkel sein zufriedenes zustimmendes Nicken.

Als bald setzten wir den Weg fort und bahnten uns durch den Wald in jene Richtung, die ich als freie Flächen erspäht hatte. Auch liefen wir bergauf, so daß es feuchter wurde. Und nach einiger Zeit lag ein unvollständig deckendes Schnee-Geflecht auf der Erde. Der eisige Wind schoß scharf auf unsere Nacken und Hälse, so daß wir sie mit einem Tuch aus unserem Gepäck verbanden. Es war zwar noch keine winterliche Jahreszeit hereingebrochen; allein die Höhe, auf der wir uns bewegten, gestattete dem flüchtigen und jedes Jahr neu genannten Schnee seinen Verbleib.

Fast drei Tage wanderten wir über diese Höhe, die lichten Wälder, und es gestaltete sich als schwierig, sowohl trockenes Feuerholz als auch etwas Eßbares in dieser Gegend zu finden. Wann immer wir am Horizont nach bemerkenswerten Dingen Ausschau hielten, frustrierte uns die weitreichende Aussicht auf die landschaftlich zwar beeindruckende, aber auch ermattende Gegend, in der wir kaum etwas zu essen fanden. Einmal kniete Galortin nieder und wühlte mit seinen vom Wind steifen Fingern in der Erde; dann zog er mit aller Kraft an einer Wurzel, brachte sie zur Hälfte ans Tageslicht, biß hinein und spuckte aus. Es war



*Der teilweise verschneite, aber lichte Wald, den wir bei Frost und Hunger tagelang zu durchdringen hatten.*

wohl nicht jene Wurzel gewesen, die er sich zum Verzehren erhofft hatte. Ich selbst versuchte mich einmal im Vogelfang, gab aber recht schnell auf, nachdem ich gesehen hatte, daß die Beute in nur weitere vereiste Lande floh.

Am dritten Tag schließlich verließen wir das Plateau. Und im Rückblick auf dessen Überquerung erstaunte uns die darauf vorherrschende Kälte. Denn es war weder ein Hochgebirge, noch eine sonnenferne Schlucht. Nur seiner Position in der Welt war es wohl zu schulden, daß sich der frostige Nordwind auf ihm sammelte und gebündelt die Bäume und jeden, der dazwischen querte, erfrieren ließ.

Da selbst ich mit der ungewöhnlichen Kälte haderte, beeindruckte es mich umso mehr, so klaglos Galortin darauf reagierte. Hielt er seine Nase in die Luft und atmete tief in seine Lungen; blieb er stehen und griff in den kalten Schnee, um ihn anschließend sekundenlang in seiner Hand lächelnd

zu bestaunen; zeigte mir doch all das, wie sehr er sein Dasein dort oben genossen haben muß.

Unser Weg führte jedenfalls wieder in eine Niederung, das heißt vom Plateau herunter. Die Winde verblaßten und verstreuten sich auf weite Wiesen, die noch nie ein Mensch zuvor betreten haben kann – allenfalls ein Schäfer mit seiner Herde. Die Unberührtheit jener reifen und lebhaften Wiesen, die satten Farben der Welt und der zunächst kurze Blick in eine wärmende, mir unbekannt Region von Primm berührten mein Herz. Geradezu erschreckend wirkte der kalte, zurückgelassene Wald mit seinen scharfen Klippen umringender Felsen auf mich.

Am selben Tag noch entfernten wir uns so weit von dem Plateau, daß es nicht mehr sichtbar ward. Der Weg führte weiter bergab, so ging der Schritt schnell und einfach. Das Gras stand kurz, die Büsche wuchsen wie vereinzelte Inseln auf der Ebene. Ein Waldrand war sichtbar sowie einige Hügel; sie waren jedoch nicht unser Ziel. Rot und gelb glänzte es überall, der Wind spielte auf seinen altvertrauten Instrumenten.

Galortin gab zu bedenken, daß wir uns demnächst einen Lagerplatz für zwei Tage suchen sollten, um auszuruhen und die Kleidung wiederherzurichten. Die andauernde Kälte auf dem Plateau hatte das Leder erhärtet und geschunden; die Taschen hatten Löchern bekommen, die gestopft werden mußten. Wäre dieß getan, könnten wir unseren Weg fortsetzen.

In der Ferne erreichte der Anblick eines solchen geeigneten Platzes mein Auge: Die weite Ebene ging in eine Talsohle über und fand ihr Ende an einer hohen Felswand, an der wenige kleine Bäume wuchsen. Der Schatten fiel weit. Das Bächlein, das ich schon die ganze Zeit beobachtet hatte, drang ebenfalls bis nahe an diesen Platz vor, bog dann um und floß weiter nach Süden. Schon ganz nah hatte uns unsere Reise an das Effelbacher Moor geführt: Die Luft wurde frischer und der Boden weicher. Hin und wieder glaubte

man sich eine morastige Stelle einzubilden.

Hinter einer Felskuppe versteckt, hielten ich und Galortin inne und beobachteten die Gegend. Einige Minuten lang spähten wir stumm und konzentriert in jede Richtung und erkannten jede noch so kleine Bewegung. Allein, kein menschliches Wesen trieb sich hier herum. Wie ein Falke fühlte ich mich, der seinen Angriff plante, um die Gefährlosigkeit des Planes versicherte und dann zuschlug. In unserem Fall schlichen wir geradewegs den restlichen Abhang hinunter, direkt auf die kleine Lichtung zu.

Nun konnte ich auch mehr Details erkennen: Ein alter Baum war umgestürzt; ihm fehlte die Krone; wer konnte schon sagen, wohin sie gekommen ist? Unter ihm bot sich eine gute Stelle zum Rasten und Schlafen. An der herausgerissenen Wurzel waren große Steine hervorgetreten, mit denen sich ein Lagerfeuer eingrenzen ließe. Die noch wenigen stehenden Bäume waren niedrig genug, um sie zu ertasten, und hoch genug, um zum Spähen hinaufzuklettern. Zusätzlich bog wie beschrieben der Bach nahe dieses Platzes in seinem Fortlauf um und wurde breiter – keine hundert Schritte vom umgestürzten Baum entfernt.

Selbst Galortin, der sonst als jemand mit ungetrübtem Blick auf das Natürliche galt, war über die Vollkommenheit dieses Rastplatzes derart erstaunt, daß er seinen Beutel und Wanderstock fallenließ und eine Art Tanz aufführte: Von leichtfüßigem Schritt belebt, sprang er durch das Unterholz rund um den toten Baum, riß ein paar Disteln die Köpfe ab und warf sie lachend in die Luft. Als er sich beruhigt hatte, landete er auf seinen Knien am Boden und griff mit den Händen fest hinein.

Daß ich diese Verspieltheit nicht nachvollziehen konnte, einmal außer acht gelassen: Letzteres tat er im übrigen recht häufig, vermutlich um seine loyale Verbindung zu den Elementen auszuweisen. Was spricht schon dagegen, sich als Tier wie ein Tier zu benehmen? Wann immer wir uns im Schlamm suhlen, mit Dreck überwerfen, mit pflanzlichen

Bestandteilen tarnen oder genüßlich in rohes Fleisch beißen: So tun wir dabei doch nur das, wofür wir bestimmt – und im übrigen auch gebaut – sind, so unzivilisiert das auch wirken mag. Wäscht man sich danach im Fluß, ist man wieder *gereinigt* und bereit für die Zivilisation, das bedeutet den Einsatz seines Verstandes und Geistes.

Dem beschriebenen *barbarischen Untrieb* entsprach Galortin auch sogleich aufs neue, als er seine Kleidung ablegte und in Unterzeug durch die Büsche kroch, um Insekten und Pflanzen zu sammeln. Hin und wieder verließ ihn seine übermenschlich wirkende Integrität und er handelte nach seiner Lust. Während er mit Hand gefangene Schmetterlinge und Raupen auf einen Haufen zusammentrug, um sie im Feuer zu backen, ging ich zum Fluß und entkleidete mich dort.

Den Mantel und das Hemd auszuschütteln entsprach noch der am wenigsten schmerzhaften Tätigkeit. Jedesmal bin ich erstaunt, wie viele *Dinge* sich aus der Kleidung lösen, wenn man nur einmal kräftig dagegen schlägt. Jedenfalls widmete ich meine Aufmerksamkeit nun endlich meinen Füßen, die während der Überquerung des kalten Passes Schaden genommen haben.

Von Tag zu Tag hatte ich das Gefühl in immer mehr Zehen verloren und zuletzt bin ich hier mit einem zur Hälfte tauben Fuß angekommen. Die Stiefel waren keinesfalls dicht, Feuchtigkeit drang durch die Sohle ein und gefror. Füße und Schuhe auf dem Plateau zu trocknen, wäre gänzlich unmöglich gewesen; so ertrug ich den Schmerz und schleppte mich hierher.

Vorsichtig löste ich den ersten Riemen und wartete ein paar Minuten. Seltsam fühlte es sich an, wie das noch nicht ganz warme Blut wieder unterhalb meiner Knie zirkulierte und bis in die Endglieder drang. Dann endlich meinte ich den Stiefel lösen zu können.

Fingerbreit schob ich den Schuh über die Ferse ab und es zuckte ein stechender Schmerz durch den Knöchel, bis hinauf zur Hüfte. Kurz schreiend fiel ich zurück ins Gras.

Als hätte man einen Mann minutenlang mit einem Strick gewürgt und würde ihn dann ganz plötzlich lösen. Mit dem anderen Fuß verfuhr ich genauso.

Als der Stiefel endlich abgelegt war, betrachtete ich den Fuß aufs neue: Die Zehen bewegten sich keinen Federstrich, so sehr ich mich auch anstrengte. Einige waren rot, andere blau und einige schimmerten sogar etwas grünlich und weißlich. Ohne sie weiter anzufassen, hielt ich die Füße direkt ins vorbeifließende Wasser und wartete die genugtuende Wirkung ab. Gleichmäßig wirbelte es an ihnen vorbei, wenn schon ich zunächst gar nichts spürte.

Die Hände bemerkten sehr wohl die Kälte des Bach-Wassers; es war jene erfrischende Kühle, die nur vom Plateau mitgebracht worden sein kann, aus dessen Richtung es floß. Ich legte mich nun endgültig zurück und schloß entspannt aber auch ermattet die Augen. Bei meinem Innegehen fühlte sich mein Körper so entzweit an, als würden die Beine nicht zu mir gehören; als trieben sie wie totes Fleisch leblos im Wasser. Verzweifelt durch den erst beginnenden Schmerz fürchtete ich bei mir die Überlegung, daß uns der Winter erst noch bevorstand. Und wie jedes Jahr um diese Zeit wuchs in mir die Sehnsucht nach einer beheizten Hütte denn dem Überleben in einem aus Natur-Materialien gebauten Zelt hier draußen in der Wildnis. Nicht umsonst, so scheint es mir, hat der Mensch den Bau von Behausungen perfektioniert, auch wenn er dadurch etwas von seiner Freiheit aufgeben mußte.

**E**in wenig hatte ich geschlafen, da regte sich wieder Leben in mir, oder vielmehr *an* mir: Irgend etwas Unbekanntes zupfte eifrig an meinen im Wasser hängenden Füßen, so daß ich genauer hinsah: Etwa ein Dutzend silbern glänzender, sehr agiler Fische umschwärmte meine ruhenden Zehen wie ein Schwarm Bienen ihren Korb. Immer wieder richteten sie ihr Maul nach mir aus und *knabberten* daran. Es sey nichts Schmerzhaftes, waren die Fische doch

kaum länger als meine ausgestreckten Finger. Aber war mir auch unheimlich, verstand ich nicht deren Antrieb zu solch einer Tat.

»Sie reinigen dich. Laß sie nur tun, es wird dir helfen«, sprach plötzlich Galortin, der hinter mir gestanden hatte. Ich schaute in Richtung der Sonne, so daß sein Schatten von mir fortfiel und ich ihn auf diesem Wege nicht bemerkte. Wieder beobachtete ich die Fische und nickte stumm. Das ließ ich mir gern gefallen.

»Und das hier«, sprach er weiter: »ist für deine Beine.« Daraufhin rieb er eine rotbraune Paste zwischen seinen Händen und schlug sie dann wie Fladen auf meine ermüdeten Waden und Schenkel, bis hinunter zum Wasser, von wo an die Füße ruhten. »Was ist das?« strich ich mit dem Finger etwas ab und betrachtete es vor meinem Gesicht.

»Das habe ich aus dem Boden geholt – guter Lehm, feucht und saftig, wie man sagt. Ich habe ihn mit etwas Torf vermischt, das gleich dort hinten zu finden ist, deshalb riecht die Salbe etwas streng. Die Mineralien darin werden dir in die Haut dringen und ihr wieder Kraft geben. Laß mich nur machen, und lege dich zurück.« – Auch hierzu nannte ich keinen Einspruch und ließ alles über mich ergehen. Hin und wieder überraschte mich seine Fürsorge, daß man ihn mit einer Mutter verwechseln konnte.

»Wenn ich Euch nicht hätte ...«, brachte ich beim Hinlegen hervor. »Und wenn ich *dich* nicht hätte«, antwortete mir der Meister: »müßten wir mehr hungern, als wir es derzeit tun. Dahingehend ergänzen wir uns doch beispielhaft! Und da ich gerade davon spreche: Vielleicht könntest du uns zum Abendessen ein paar der hilfreichen Fische aufspießen? Diese Aufgabe erfordert genau deine Geschicklichkeit, die ich nicht habe.«

»Ja«, murmelte ich noch und war kurz davor, meinen Schlaf zu beginnen. »Wieso sind Eure Füße eigentlich gesund geblieben?« sprach ich abschließend aus: In der Tat hockte er beim Verreiben seiner Salbe neben mir mit nackten Füßen,

die den Frost gänzlich unbeschadet überstanden hatten. »Oh, na ja«, lachte er: »vielleicht ist es das in mir brennende Feuer, das sie trocken hielt?« – Dieß waren seine letzten Worte, ehe ich erschöpft wie nie zuvor in meinem Leben einschlief.

**E**twa eine Stunde vor der untergehenden Sonne wachte ich auf und erinnerte mich an wundervoll Erträumtes. Ermutigend war es und beflissen. Ich gehorchte dem Genannten und wollte Untertan sein; wollte nicht mehr entgegenstreben, sondern mich führen lassen. So erschienen mir die Götter des Traumes mit einer Version, in der ich selbst ein Vater wäre und das Kind meiner Befähigung auf meinen Armen trug: Ein Mädchen – es hatte kaum sprechen oder gehen gelernt – lag bei mir und forderte meine Zweifel und meine Ängste mit ihrem Lächeln heraus; die Zweifel und die Ängste schauten aus meinen Ohren und meinen Nasenlöchern, was sie wohl gerufen habe, und in diesem Moment griff das Kind danach und vernichtete sie. So fühlte ich mich frei.

Mit dem Kind stand ich eine ganze Weile in der Brandung eines Meeres, ließ die gewalttätige Natur auf mich einwirken und ertrug den Schmerz, der gegen meine Beine peitschte. Denn oberhalb davon, in meinen Armen liegend und von mir mit dem letzten Hauch meines Lebens geschützt, lag die offenbarte Hoffnung, die ich mein ganzes Leben suchte.

Umso trauriger war ich, als ich aufwachte und die Wirklichkeit vor mir sah: Die stechenden Glieder, kalt und zum Ablegen bereit. Unter meiner Haut kroch Hoffnungslosigkeit empor und drohte von meinen Beinen bis zu meinem Kopf aufzusteigen. Vielleicht führt Ermattung einfach zu so etwas. Doch wie ich mich in jener Sekunde daran erinnerte, daß mir Galortin eine Salbe verabreicht hatte, griff ich mit beiden Händen zur Faust und stützte darauf. Den Rücken nun aufgerichtet verflog der Schwund an Stärke, als habe man mir lose Holzfeuer-Asche vom Haupt geblasen. Als würde die sonst so einfarbige Nacht plötzlich farbenfroh werden und

Einzelheiten in einer niemals erwarteten Dimension zeigen.

Von einem Moment auf den nächsten fühlte ich mich gestärkt und gesund; selbst die Beine wollten mir ihre Zuverlässigkeit beweisen und verlangten von mir, einen haushohen Felsen zu stemmen, nur um ihre gewohnte, wiedergekehrte Kraft zu präsentieren.

Mit dem wiedererfahrenen Elan nahm ich sogleich meine vorausgeschobene Aufgabe auf und schnitt einen dünnen aber steifen Ast vom nächsten Baum. Mit der Klinge spaltete ich ihn dreimal an einem Ende, so daß er sich sternförmig aufgabelte. Die Fertigung des Fisch-Speers beendete ich damit, wie ich einen kleinen Stein zwischen die Gabeln schob und alles mit etwas Schilfgras vom Ufern umknotete. Der Stein zwischen dem gespalteten Holz spreizte die Zinken auch weiterhin, so daß sich damit alles im Wasser Lebendige aufspießen ließ.

Nach kurzer Zeit kehrte ich zum Lager zurück, wo Galortin es bereits – wie so oft – häuslich eingerichtete hatte. Dieß gab ihm und im Abdruck auch mir das Gefühl einer willkommenen, vertrauten Stätte, die wir meist nicht lange belegten, aber immerhin liebgewannen. Vielleicht läßt sich allein auf diese Weise herausfinden, welche Orte sicher seien und welche eine versteckte Gefahr bergen.

Vor seinen erstaunten Augen breitete ich sechs grauschuppige Fische aus, alle mit eingeschlagenem Schädel, sowie eine Handvoll Muscheln. Daneben legte ich den Speer ab. Stumm schauten wir einander an und gegenseitig flackerte das Licht des kleinen Lagerfeuers in den Pupillen. Es mußte nichts weiter gesagt werden: Ich selbst sah bei ihm seine verneigende Hochachtung vor meinem Talent zu jagen. Einem Talent, das er trotz aller Bemühung nur schlecht imitieren konnte. Dagegen stand meine Bewunderung für seine Fähigkeit, aus den unscheinbarsten und zum Erstaunen aller um uns herum wachsender Dinge Mittelchen zur Ausheilung beinahe jeden Gebrechens herzustellen. Es war eine so vollständige Ergänzung zwischen uns ausgeprägt, wie man

sie zuweilen nur von einem in zwei Teile geschlagenen und wieder zusammengesetzten Stein kennen durfte. Oder wie es die zwei Klappen einer von mir mitgebrachten Muschel zeigten.

Die Hände und Füße wärmte ich mir am Feuer und rückte ganz dicht heran. Die Momente der Jagd im kalten Wasser des Baches kühlten meine Glieder aus, doch keinesfalls so sehr wie die Tage auf dem Plateau. Galortin legte die Fische ins Feuer und bedeckte sie mit Glut; die Muscheln brach er einen Spalt auf und legte sie in deren Nähe, wenn auch nicht so tief ins Feuer. So verbrachten wir schweigend die letzten Stunden des Tages und waren Zeuge der aufgehenden Sterne – vielleicht die letzten Zeugen, die sich die Zeit für deren Wahrnehmung überhaupt nehmen. Und so wortlos wir beieinandersaßen, so sehr genossen wir die Gegebenheit; wie zwei Menschen, die jeweils ein Buch lesen: Zufrieden, doch nur solange niemand spricht.

**D**er nächste Morgen begrüßte uns taghell; Kyl und ich mußten eine Ewigkeit geschlafen haben. Doch endete unser Schlaf weniger durch das Ausfüllen der inneren Ruhe als durch ein ungewohntes Geräusch, das aus der Ferne zu uns drang. Ein Geräusch, das in sich so seltsam war, daß es kaum zu der uns bekannten Umgebung paßte. Als würde jemand mit einem Hammer auf Metall schlagen, erkannte es auch Kyl und wir schauten einander verwundert an. Und dann gab es da noch hellere Klänge wie gegeneinanderschlagende Glocken und Geschirr.

Der ungewöhnlichen Begegnung nachgehend, richteten wir das an uns hängende Zeug und lauschten in den Wind. Ein paar Sekunden der Stille vergingen, dann wieder die Schläge und das Läuten. Von gleichbleibendem Ton, als würde sich die Quelle der Geräusche weder auf uns zu- noch wegbewegen. Selbst mich überraschte es hin und wieder, wie sehr ich mich doch wie ein naives Kind anstellte, das das erste Mal in seinem jungen Leben ein niemals wahr-

genommenes Geräusch hört. Freilich wußte ich, wie eine Glocke klingt, immerhin kann ich sie von auf Metall treffenden Hammerschlägen und Schellen unterscheiden! Doch je länger man sich in der Einsamkeit aufhält, umso natürlicher und selbstverständlicher sind die Klänge der Natur, und umso befremdlicher alles andere, das der Mensch zum Klingen bringt.

Kyl spähte sehr konzentriert auf die Felder, über die wir gekommen waren. Doch aus dieser Richtung schienen die Geräusche nicht zu kommen. Er orientierte sich neu und fixierte nun die entgegengesetzte Richtung an, die uns bislang hinter ein paar Baumgruppen verborgen gewesen war. Wir durchtraten sie und schlichen vorwärts, stets erwartend, auf jemanden zu treffen, der mit einem Hammer schlägt und Glocken bei sich hat. – Ein Hammer schwingender Hofnarr, dessen Glöckchen an der Gugel schwingt? Oder ein schmiedender Glockengießer, der einen Holzbalken als Befestigung durch seine größte Glocke treibt und dabei nicht merkt, daß er auf den kleineren Glocken tritt? Beide Möglichkeiten ergaben hier draußen keinen Sinn. Noch nicht einmal für sich selbst betrachtet.

Der Anblick eines von zwei Eseln gezogenen Karren, an dem allerlei Dinge schepperten, erstaunte uns schon viel weniger und nahm den Schrecken auf wie ein Schwamm. Ungefähr eintausend Schritte entfernt, schleppten zwei arme Tiere einen winzigen Karren eine seichte Anhöhe herauf – mitten über die Wiesen! Der zunächst herrenlos erscheinende Wagen war in unseren Augen ein gar seltsamer Anblick: So fern jeder Siedlung und ohne Lenker?

Dann plötzlich kam ein Mann hinter dem fahrenden Wagen hervor, der sich bislang auf der abgewandten Seite aufgehalten hatte. In seiner Hand hielt er in der Tat einen Hammer und schlug damit immer kräftig auf die fahrenden Achsen ein; wahrscheinlich um sie auszubeuken. Wann immer er das tat, schepperte all das Zeug auf, in und an seinem Wagen: Teller rieben gegen Becher, Pfannen gegen Töpfe, Glocken

gegen Riemen und Gurte. Er hatte eingewickelte Pakete geladen, die zu Spekulationen in Hinblick auf ihren Inhalt einluden. Hinten am Wagen stakten ein paar Ruten hervor; als wir näherkamen, mußten es Angeln sein. Tücher und ein gerollter Teppich schauten hinten heraus und an jedem nur erdenklichen Ort baumelten glitzernde und metallische Dinge, deren Bedeutung wir auf diese Entfernung nur erahnen konnten.

So verlockend und auffällig diese Begegnung auch sein mochte – war es klug, sich ihr zu nähern? Kyl und ich beratschlagten uns kurz liegend im Gras, also unsichtbar für den fahrenden Krämer.

»Was denkt Ihr, Meister?«

»Ich meine, wenn sich schon ein Händler hier herumtreibt, dann wird es auch eine Siedlung in der Nähe geben. Vielleicht kann er uns einen genaueren Weg zum Effelbacher Moor weisen?«

»Und wenn er uns nun für Räuber hält?«

»Die bloße Freundlichkeit unseres Auftretens wird ihm jede Angst nehmen. Wir passen auf, aber diese Chance sollten wir nicht vorbeiziehen lassen!«

**K**yl fand keine Widerworte, so näherten wir uns an und riefen. Selbstverständlich gab sich der arme Kerl genauso verschreckt und überrascht wie wir, die ehemals seine Schläge und Glocken horchten. Langsam aber auffällig kamen wir über das Feld herbeigeschritten, hielten unsere Arme sichtbar und legten ein Lächeln auf. Ich glaube, im ersten Moment behielt er sich die Option der Flucht offen, sah dann aber rasch ein, daß er unmöglich seinen Wagen zurücklassen konnte und in dieser Einsamkeit ohnehin niemandes Hort erreichen konnte.

Und auch für mich war das keine gewohnte Situation. Sich in diesen Zeiten und in diesen Landen jemanden unter einem bestimmten Vorwand zu nähern, konnte eine Menge Ärger bedeuten, wenn es nicht sogar den Tod irgendeiner

beteiligten Person zur Folge hatte. Räuber gab es hinter jedem Busch – wie wir selbst feststellen durften –, die töteten und sich nach ihrem Belieben bedienten, ohne dafür bestraft zu werden. Wenn in einer Welt wie dieser Anarchie herrscht und sich des Menschen Vernunft allein auf Vertrauen stützt, kann ein kleiner Irrtum hin und wieder gewaltige Folgen mit sich bringen.

So bin ich mir nicht sicher, wie ich in seiner Position getan hätte: Zwei Fremde kommen in der Einöde auf mich zu, mit winkenden Armen und einem aufgesetzten Lächeln? Dem wäre ich auch mißtrauisch gegenüber. Was aber konnte man sonst noch tun, um seine Ungefährlichkeit zu zeigen? Sollten wir unsere Kleider ablegen, um zu beweisen, daß wir keine Waffen bei uns tragen? Doch wie viele Menschen gibt es, die mit bloßen Händen viel tödlicher sind als jeder andere mit einem Schwert? Letztlich blieb diese Frage unbeantwortet, da uns der Mann entgegenkommend begrüßte:

»Seid begrüßt, Reisende! Ich grüße euch!« – Verblüfft standen wir still, während der Mann herankam und jeden von uns mit der Faust gegen die Schulter stupste, bevor er uns genauer ansah. Ich kannte diese Tradition; sie ist ein Relikt der alten Tage der Mittelländer, wie wir sie heute nennen. Gemeint sind jene Bewohner von Primm, die aus dem mittleren Teil der Welt kommen und auf diese Weise etwas über den Charakter eines Fremden herausfinden wollen. Weichen sie zurück, wenn man sie mit der Faust trifft, sind sie unterwürfig und beeinflusbar. Halten sie mit gleicher Kraft dagegen, sind sie aufmerksam und bedeuten Aufmerksamkeit. Nun, und schlagen sie zurück, könnte man sie als aggressiv und mißtrauisch betrachten. Letztlich kann man sagen, daß es keine *richtige* Reaktion auf diesen Gruß gibt; wie auch immer man instinktiv handelt – so bleibt es doch nur eine Tradition der Tradition willen und nicht um einem bestimmten Zweck nachzukommen. Dieß trifft auch auf viele andere Beispiele zu.

Ich selbst wurde noch nicht sehr häufig auf diese Weise

gegrüßt, zu wenigen der mittleren Lande begegnet man an den Küsten Prinms, wo ich mich die letzten Jahre aufgehalten hatte. Kyl, der einer solchen Begegnung noch niemals teilhaftig geworden war, reagierte auf eine für mich unerwartete Weise: Er wich der Faust innerhalb eines unmerklichen Augenblicks zur Seite aus, daß selbst der Grüßende zum verblüfften Gesichtsausdruck gezwungen war. In der Tat reagierte Kyl so flink, daß er ihm einen Dolch an der Kehle hätte ansetzen können, noch ehe der Mann die Faust geballt weiß! Kyl wußte wohl nicht, wie er sonst darauf reagieren sollte; wie so oft ließ er sich instinktiv leiten, wollte dem Mann aber nichts Böses.

Der Händler erkannte das recht schnell und zuverlässig in Kyls Augen. Diese ungewöhnliche Erfahrung minderte dessen übermäßige Freundlichkeit aber keineswegs, sondern bestärkte ihn nur noch in seinem Geschick das zu sein, das er war.

Plötzlich drehte er sich zu seinem Wagen und rannte. Die Esel hatten sich ein paar Schritte weiter die Anhöhe hinaufgeschleppt, so daß eines der außen befestigten Pakete sich gelöst und mit lautem Krachen heruntergefallen war. Aus der aufgerissenen Verpackung schaute etwas blondes Puppenhaar heraus sowie ein paar Glasmurmeln, die in blauen Stoff eingewickelt waren. Er kniete nieder, las alles auf und pustete den Dreck herunter. Dann wickelte er alles wieder ein und verstaute es an einem sicheren Platz hinten im Wagen. Anschließend zog er die Riemen am Wagen fester, um die anderen Pakete wieder zu sichern.

»Wir grüßen Euch auch!« erforderte es die Höflichkeit und ich wandte mich ihm zu: »Was für ein merkwürdiges Gespann Ihr doch habt!«

Kyl war bereits dabei, den Wagen zu umlaufen, die Esel zu berühren. Zu selten hatte er beides gesehen.

»Wollen wir Handel treiben, meine Freunde?« schaute der Händler hoffnungsvoll und mit einem Grinsen. Er selbst hatte sich wohl für die nächsten Tage keine Begegnung mit

einem Menschen ausgemalt; umso erfreuter zeigte er sich über diese Abwechslung.

»Warum nicht?! Was brauchen wir, Kyl?« rief ich über den Wagen und musterte selbst seine ganze Ladung. »Einen Topf! Für Suppe! Ich bin es leid, tagein-tagaus immerzu wie ein wildes Tier vom Boden und mit bloßen Händen zu essen! Und zwei Löffel ebenso dazu!«

Der Händler hatte alles gehört. Und es bestand kein Zweifel daran, daß er genau das bei sich hatte, das wir suchten: »Kommt! Ihr müßt nur wählen! Ich tausche Krüge und Holzgeschirr, Schüsseln und Töpfe. Nur an Zutaten fehlt es mir – für Eure Suppe.«

»Wieso fehlt es Euch daran?« stellte ich erstaunt fest: »Ihr seid doch umgeben von Zutaten und Kräutern! Zehn Eintöpfe ließen sich kochen allein aus dem, das Ihr um Euch herum seht!«

Der Händler drehte sich und fixierte mich abermals mit fragendem Ausdruck: »Wißt Ihr etwa, wie man sich aus der grünen Welt ernährt? Das bedeutet große Macht!« flüsterte er mir ehrfürchtig zu.

»Und nicht nur das! – Es wäre ohnehin die Grundlage unseres Handels, haben wir doch kein Gold bei uns! Rezepte und Zeichnungen eßbarer Pflanzen, Erfahrung und Wissen – das bieten wir im Tausch mit etwas Geschirr.«

Urplötzlich fiel dem Mann eine beschwerliche Last aus dem Gesicht: »Das halte ich sowieso für viel wertvoller als etwas, das man weder essen noch trinken kann, das sich mit nur großer Mühe tragen läßt und ein jeder einem zu rauben danach trachtet!« Die Übereinkunft war getroffen.

Die freundlichen Worte ausgetauscht und den ersten Kontakt etabliert, erzählten wir von unserem Lager am Bach und luden ihn zum Essen ein – wir hatten ja noch geglühten Fisch vom Vorabend in der Asche vergraben. Der Händler willigte begierig ein, konnte er doch etwas Gemüse zugeben:

»Ist recht! Ich habe noch zwei Köpfe Kohl und einen Bund Karotten im Wagen; die nahm ich mit aus ... – woher kommt

*Ihr eigentlich?»*

»Nun, das ist ganz unterschiedlich«, begann meine Rede, während der Esel-Karren auf unser Lager zufuhr: »Wie jedes Wesen dieser Welt sind wir flüchtig und einzigartig – mit unseren Geschichten, unseren Taten. Wenn wir Euch sagten, wir kämen von *weit her* – würde Euch dieß überraschen oder beeindrucken?»

»Nein, gewiß nicht. Denn das gleiche kann ich von mir behaupten!« gestand er ein: »Wie Figuren auf einem Spielbrett bewegen wir uns in mitgegebener Eigenschaft über die uns zugewiesene Weite, in jede Ecke und jeden Winkel; kennen mit der Zeit nur unser Umfeld oder jedes Geheimnis – doch das Spielbrett verlassen wir niemals«, murmelte der Händler abschließend, jedoch nur zu sich selbst.

Kyl war dagegen sehr auf die den Wagen ziehenden Tiere konzentriert: Er betrachtete neugierig deren Vergurtung, ihre stumpfen Augen und haarigen Ohren; er streichelte sie und flüsterte ihnen zu; er beugte sich auf ihre Augenhöhe, um zu erfahren, wie die Welt für sie aussähe; er klopfte ihnen das Fell, so daß es staubte. All das tat er mit größtem Erstaunen, da er solche Lebewesen niemals zuvor gesehen hatte. Sie glichen Pferden – die er kannte –, aber auch nicht zur Gänze. Als würde man sich einbilden, man wüßte wie jeder Frosch der Welt aussieht, bloß weil man einmal ein paar gesehen hat; und dann trifft man auf eine sehr große, braune Kröte, die wie Vogelschrei ruft, und ist aufs neue erstaunt (und ein wenig beschämt, weil man dazugelernt hat).

»Das Gemüse war eigentlich meine Wegzehrung«, unterbrach der redselige Händler Kyl im Schritt neben dem Esel: »Aber wer weiß schon, ob er morgen noch lebt! Dann lassen wir es uns lieber heute schmecken, nicht wahr?« – Kyl hörte ihm gar nicht zu und war noch immer von den Zugtieren gebannt.

Selbst als wir das Lager erreichten, hatte mein junger Schüler nur Augen für die Esel und achtete auf sie jede

Minute. Er schirrte sie ab, brachte sie zum Bach und ließ sie einige Minuten trinken. Dann führte sie auf ein Stück mit langem Gras und band sie dort an den nächsten Baum. Vom stehenden Wagen kramte der Händler einen Topf hervor, der wie Silber in der Sonne glänzte; freilich war es nur auf Glanz gebürstetes Eisen.

»Das ist der einzige Topf mit Henkeln, den ich habe. Und hebt ihn nur an, wie leicht er ist!«

Das stimmte: Etwa so breit wie mein Unterarm war er gemacht und die Wandung so dünn wie die Rinde einer Birke. Ein Schmied mußte sich sehr ins Zeug gelegt haben, das Metall so dünn zu hämmern! Entsprechend leicht war er auch anzuheben. Das war ein Reise-Topf, wie wir ihn brauchten!

Der Händler hatte gemerkt, wie beeindruckt ich davon war: »Ich sag Euch was: Wir kochen Eintopf darin und wenn er Euch gefällt, ist er Euch geschenkt!«

Mir mißfiel natürlich dieser Vorschlag, den Topf ohne jeden Gegenwert anzunehmen. Doch der Mann ließ sich von der Idee nicht abbringen; wollte seine Gastfreundschaft zeigen, ohne uns wie Kunden zu behandeln.

Kyl, der gerade wiedergekommen war, nahm den Topf mit zum Bach und füllte ihn halbvoll mit Wasser. Ich holte ein Stück in Blätter eingewickelte glühende Kohle hervor und pustete hinein, bis sie Feuer fing. Sie diente als Hitzeherd für die Zweige, die ich darüber schichtete. Wie ich feststellte, kannte der Händler diese Methode des Feuermachens nicht und ichklärte ihn über die Vorzüge auf, bevor ich ihn einwies. Er selbst fand das außerordentlich hilfreich, da er seine Lagerfeuer noch immer mit zwei Feuersteinen anschlägt, was aber nur selten klappt und er schon so manche Nacht frierend verbracht hat.

Nach einer Weile kochte das Wasser und wir schnitten den Kohl, die Karotten und das Fleisch vom Fisch hinein. Ich warf noch ein paar Blätter vom Haselstrauch dazu und Nüsse. Der Eintopf kochte und wir saßen um das Feuer herum.

»Zieht ihr denn nach Norden oder Süden?« wollte der Händler wissen.

»Nach Osten?« schaute mich Kyl fragend an. Einen Blick in die gerade am Horizont aufgehenden Sterne später antwortete ich: »Ja, nach Osten.«

Der Händler wurde immer aufgeregter: »Ist das wahr? Könntet Ihr etwas für mich tun?« bat seine zittrige doch freundliche Stimme – Würde nun der Tribut für den Topf zu leisten sein?

»Wenn Ihr Eurem Weg weiter folgt, erreicht Ihr einen Sumpf; dort gibt es ein kleines, verstecktes Dorf.«

»Dann ist es also wahr!« murmelte Kyl. Der Händler bemerkte dieß und verstand unsere Absichten.

»Ihr sucht dieses Dorf?« fragte er nun direkt: »Was wollt Ihr dort?« – Nun klang er so, als wollte nicht leichtfertig von dem Ort berichten, obwohl er uns anfangs scheinbar ihn zu erreichen bitten wollte. Später verstanden wir sein Mißtrauen.

»Wir wissen es selbst nicht genau«, erklärte meine hervorgetretene Ehrlichkeit: »Leute erzählten davon und rätseln, mutmaßen und übertreiben. Aber wie so oft gab es nichts Verlässliches zu begreifen. Ich und mein Schüler sind Reisende, diese Welt zu erforschen und selbst ein wenig zu begreifen. Dieses Dorf im Effelbacher Moor, wie wir es nennen, zu finden, war nur eine weitere Möglichkeit, einer Legende nachzugehen und ein weiteres Geheimnis dieser Welt zu entschleiern. Ist das nicht Grund genug?«

»Für mich schon. Aber Ihr müßt wissen, daß dieses Dorf nicht gefunden werden will! Es ist ein so unscheinbarer Ort, daß man niemals zufällig auf ihn stoßen könnte, sondern nur mit genauer Anweisung! Die Einwohner dieses Dorfes, das es in der Tat gibt, leben zurückgezogen und nur für sich. Gäste sind selten, Reisende wie Ihr noch seltener. Aber ich habe ein Anliegen, das mich dazu treibt, Euch Vertrauen zu schenken und davon zu berichten, wie das Dorf zu finden ist.«

»Erzählt uns davon!« schlug ich vor und rührte im kochenden Eintopf.

»Es ist so, daß ich nicht das erste Mal durch diese Region komme: Alle drei Jahre treibt mich meine Handelsroute aus dem Norden der Gietweiten bis zum Schmiegen-See in Kyrana und zurück. Der Weg hin und zurück kostet mich drei Jahre meines Lebens, aber es ist ein Leben, das ich mir ausgesucht habe. Jedenfalls versuche ich, den Schmiegen-See im Westen von Prinm traditionell noch vor Winterereinbruch zu erreichen. Doch lagere ich dann bis zum Frühjahr und fahre zurück. Das Dorf im Sumpf nun liegt auf halbem Weg. Und in diesem Dorf wohnt meine Tochter Danjur mit ihrer Familie. Also liegt es nah, daß meine Zwischenstation in diesem Sumpf liegt. Und in dem war ich noch vor zwei Tagen.«

Jeder von uns verspeiste begierig die frisch brechenden Kohlblätter, als gäbe es nichts Schöneres auf der Welt als einen Kohl-Eintopf mit Karotten und Fisch.

»Warum werdet Ihr dort nicht ansässig?« wollte Kyl wissen: »Dort in dem Dorf? Oder versucht eine andere Route in andere Länder? Eine kürzere Route, die euch häufiger zu Eurer Familie führt?«

»Nun, junger Mann, eines Tages werdet Ihr verstehen, was es bedeutet, alt zu sein. Alt und weise wie Eurer Meister. Für mich heißt es jedenfalls, daß ich lieber jene Wege gehe, die ich kenne. Wege, von denen ich weiß, an welchen Stellen die Verstecke der Räuber sind und sie gezielt umgehen kann. Für andere Strecken bin ich einfach zu alt oder nicht mutig genug. Als meine Tochter noch jung war, begleitete sie mich auf meinen Wegen. Aber sie ist für solche Strecken nicht geschaffen und wurde vor einiger Zeit in dem Dorf seßhaft. Wir sind so übereingekommen und es ist gut so.«

»Was sollen wir denn nun für Euch tun in dem Dorf?«

»Gebt *das* meiner Tochter.« – Und er öffnete seine Weste und zog ein Amulett vom Hals ab, das er dem ihm zur Seite sitzenden Kyl gab. Es war ein Amulett in Stiftform, ein langer runder Zylinder. Etwa so lang wie ein Finger, aber schmal

und sehr gleichförmig rund. Es schien aus Metall oder etwas anderem zu sein und wirkte gleichermaßen wertvoll wie wertlos.

»Meine Tochter hat einen Ring an einer Halskette. Dieser Ring ist für jeden Finger zu klein, doch genau so weit, daß er fugenlos auf diesen Stift aufgesteckt werden kann. Beide Amulette bedeuten ein Bündnis der Familie. Sie trägt die eine Hälfte, damit sie die andere nicht vergißt. Und ich tue es ebenso. Danjur meint, daß wenn sie ihren Teil des Amuletts verlieren sollte, wüßte sie von meinem Tod. Bringt ihr bitte meinen Teil des Amuletts und sagt ihr dazu, daß ich in vergangener Zeit wiederholt von einem Knaben – mir selbst – geträumt habe. Sie weiß, was das bedeutet. Könnt ihr das tun für mich?«

»Das können wir wohl. Wenn Ihr uns nur noch den Weg weist!«

»Das ist leicht«, schnaufte er so zufrieden, als würde ihm ein großer Wunsch erfüllt: »Geht weiter nach Osten und folgt dem Wasser. Nach einem Tag Marsch wird der Bach in einen größeren Fluß münden, und zwar an einem steilen Wasserfall, der etwa drei Mann hoch ist. Achtet auf eine Felsspalte, aus der zwei wie ein altes Widder-Horn gedrehte, schlanke Bäume herauswachsen – dann seid Ihr richtig. Von dort aus geht Ihr nach Norden, genau nach Norden, und geht einen vollen Tag. Dann seid Ihr am Dorf, Ihr könnt es nicht verfehlen.«

Wir stimmten zu und wollten ihm diese Gefälligkeit gern erweisen. Allein der Topf war es wert: Zum bloßen Überleben brauchten wir ihn gewiß nicht, aber vieles, vor allem die Zubereitung von Speisen, würde erleichtert. Und hin und wieder wäre es gut, seine Kleidung darin auszukochen.

Der Händler nächtigte an unserer Seite und verabschiedete sich am nächsten Morgen – mit einem Topf weniger, aber dafür einigen rasch notierten Rezepten mehr. Während wir nach Osten aufbrachen, setzte er seinen Weg nach Norden fort.

## 7 Die Geflohene

Wie beschrieben, folgten wir dem undeutlichen Pfad nach Osten immer entlang des Baches, der uns plätschernd begleitete und in der Tat nach nur einem Tag über den beschriebenen übermannshohen Wasserfall in einen schmalen, rasch fließenden Fluß einmündete. Die Landschaft zeigte sich wahrhaftig abenteuerlich und faszinierend; zu jeder Richtung vermutete man keine menschliche Seele auf Hunderte Tagesmärsche Entfernung; es war eine Wildnis, wie man sie sonst nur aus Erzählungen kennt.

Hin und wieder schreckten wir zum Trinken ans Wasser gekommenes Wild auf. Aber es verschwand sogleich in den niedrigen Schonungen rund um die Gewässer, wo es noch eine Weile sichtbar blieb. Mit dem Eintreffen am Wasserfall wurden auch der Boden und die auf ihm wachsenden Pflanzen anders: Kelch- und Rohr-artige Gewächse gediehen bis weit hinter die Uferzone im stehenden Flachwasser; es hingen Schnecken an ihnen, Vogelnester hineingebaut, Treibgut verfang sich darin. Spinnennetze kitteten die Kolben zusammen, Wurzeln traten aus der Wasseroberfläche heraus und stelzten die Pflanze selbst hoch hinaus. Überall summt und atmete es, die Welt wurde feuchter und unbekannter. Es schien sich um die ersten Ausläufer des gewaltigen Effelbacher Moores zu handeln.

Mit der Zeit mußte man vorsichtiger voranschreiten und zusehen, wohin man tritt. Kyl ging zumeist voraus und stach mit der Lanze in den Boden, um trittsichere Stellen ausfindig zu machen. Dabei die nördliche Richtung einzuhalten war weniger einfach als geglaubt, da die Beschaffenheit des Bodens ständig dazu zwang, kleinere Umwege zu gehen und so die Marschrichtung permanent auszugleichen.

Nach einem halben Tagesmarsch wechselte die Pflanzenwelt, die sich bislang aus wenig ausgedehnten und lichten Wäldern sowie spärlich verbuschten Steppen zusammengesetzt hatte, zu einem Anblick aus kniehoher, lindgrünem

und scharfblättrigen Gras; vereinzelt wuchsen schlanke Bäume aus dem Wasser und reichte in diese zurück; überall sumpfiger, nachgebender Boden, aus dem mit jedem Schritt Wasser herausgepreßt wurde. Hin und wieder – wenn man zu spitz und hastig auftrat – brach man durch die Oberfläche etwa bis zum Knöchel ein und zog einen Fuß, naß und schmutzig, wieder heraus.



*Wild und unerforscht wirkten die Weiten der Sumpflandschaft. Wohin man sah, unterteilten flache Wasserläufe die Landschaft in feuchten Boden und weniger feuchten Boden. An den Ufern dieser Bäche wuchsen nur niedriges Gras, Schilf und wenige knorrige Bäume.*

Mühsam war das Vorankommen, schwierig das Einhalten der Richtung. Wie bereits an anderer Stelle beschrieben, bevorzugten wir das weite Land, vor allem, weil man nahende Feinde leichter ausmachen konnte. Doch wo wir uns befanden, hätte man sich ohne unser Bemerken auf wenige

Schritte annähern können! Unübersichtlich und zum Verlaufen lockend waren diese Irrgärten der sumpfig-feuchten Ebene; gefährlich und mühselig ihr Betreten; hoffnungslos und zu beelden das Schicksal jener, die nicht mehr hinausfinden würden.

Rote und hellgrüne Blüten mit wenigen Blättern krönten vereinzelt das hochgewachsene Gras und es rauschte als wie der Wind Hafer-Ähren gegeneinanderscheuern läßt, wenn wir es durchgingen.

Dicht gewoben war die Landschaft und zeigte ihren ganz eigenen Zauber, der sie von anderen Regionen dieser Welt unterschied. Natürlich – wenn man die Vernunft sprechen ließ – bestand kein Zweifel darüber, daß es sich um die gleiche Erde und den gleichen Himmel handelte: Mond und Sonne agierten im unveränderten und allseits bekannten Hergang in der Ferne; Tierlaute klangen nicht anders; sie ließen sich auch nicht leichter oder auf andere Weise erjagen. Sogar die hier wachsenden Wildpflanzen sollten die gleiche Heilwirkung zeigen, wie ich sie kannte. Und doch ist es wie so oft die Komposition des Ganzen, die eine zuvor verborgene Harmonie offeriert, die einen letztlich fesselt und so beschauen läßt, als habe man etwas ganz Andersartiges vor sich. Die Mischung verschiedener Details führt dann dazu, daß es einem so vorkommt, als habe man Vergleichbares nie gesehen. Dabei ist es wie eine Suppe, deren immer gleiche Zutaten nur anders verkocht werden.

Bei diesem Gedanken überkam mich Hunger und ich schlug vor, eine kleine Rast einzulegen. Ein paar Karotten vom Vortag hatten wir noch behalten, doch sättigten sie nicht grundlegend. Immerhin wußten wir jetzt um unseren Topf und die damit verbundene Möglichkeit, wann immer es uns beliebte, einen Eintopf oder andere eßbare Dinge zu kochen. Nun ließen, sich statt der immerzu in der Lagerfeuer-Glut gegarten oder am Stock gegrillten Fische und Fleischfetzen auch in Form von Gekochtem pflanzliche Zutaten untermischen, was die Abwechslung unserer Nahrung erheblich

erweiterte. Bis heute fasziniert mich der Gedanke, wie wenig es eigentlich braucht, damit sich ein großer Teil seines Lebens verbessert.

Beim Rasten fiel mir auf, daß Kyl sich oft umdrehte, um knackenden und raschelnden Geräuschen nachzuhorchen. Unruhig hockte er im Gras, starrte unwillig zurück und noch skeptischer voran.

»Fürchtet dich was?« – Kyl hatte keine Angst diese Frage zu beantworten, soviel wußte ich. Er war viel zu selbstbewußt seiner Fähigkeiten, als daß ihn Stolz an wahren Worten hindern konnte. Es bedurfte nur ein wenig der Lenkung dieses Potentials.

»Mein Vater erzählte mir manchmal von Ungeheuern, die in einem Sumpf hausten. Gewiß nicht in diesem! Meine Familie verließ ja nie ihr Dorf! Aber er erzählte immer so, daß sich die Legende auf jeden Sumpf übertragen ließe. Dinge, die aus dem feuchten Boden reichen und einen hineinziehen, während man darauf läuft. Bäume, die einen den Weg versperren, wenn sie ihre Äste neigen. Unheimliches soll jenen widerfahren sein, die sich verirrtten; noch wahnsinnig soll man sie aufgegriffen haben, wenn sie doch hinausfanden.«

»Und du glaubst das alles?« verhöhnte ich den naiven Geist.

»Einiges davon schon. Wir können ja niemals alles wissen und alles gesehen haben! Vielleicht erscheint uns die Welt unserer Erinnerung normal, weil wir nur diese kennen! Was aber ist *möglich*?«

»Genau das wollte ich dir auch gerade zu bedenken geben, Kyl: Was ist möglich? Ich rate dir dazu nur eines, und das wird dir die Angst nehmen: Vertraue auf die Richtigkeit deiner Sinne und beobachte die Natur. Beides wird dich lehren, daß die für uns sichtbare Natürlichkeit bestimmten Gesetzen folgt und daß bekannte Lebewesen auch immer bekannte Verhaltensweisen zeigen – der Mensch sey davon einmal ausgenommen. So würden sich Bäume niemals bewußt neigen, um dir den Weg zu sperren; sie tun es in diesem

Sumpf nicht und werden es auch anderswo nicht können. Menschenzerfleischende Ungeheuer werden ebensowenig wirklich sein, entspringen sie doch der verängstigten Fantasie solcher Leute, die ihre Beobachtung nicht zu deuten verstanden gelernt haben. Wann immer du eine Bewegung oder ein Geräusch wahrnimmst, wird es einen Grund dafür geben. Einen Grund, den du zu verstehen fähig bist und der die Angst in dir erlöschen läßt – denn er erklärt dich dir selbst! Geräusche oder Erscheinungen aus dem Nichts kann es *nie* geben! Ist für dich ein Knacksen im Wald noch immer befremdlich, wenn du wüßtest, daß ein äsendes Reh einen Ast betreten und gebrochen hat?«

Kyl verneinte und erkannte den Sinn meiner Worte. Zum ersten Mal seit Wochen hatte ich das Gefühl, der Junge hatte wieder etwas Neues dazugelernt. Und es würde sich noch oft die Möglichkeit ergeben, daß er von meiner Erfahrung profitiert.

Immer weiter und tiefer drangen wir durch die Flanke des Effelbacher Moores. Eine Weile noch hielten wir uns in der Nähe der einfassenden Wiesen auf, beides (Sumpf und die Weiten der Ebene) wohl gehütet im Auge. Doch irgendwann kam der Moment, da wir von sumpfigem Boden umgeben waren und rings um uns herum nur noch im Sumpf wachsende Bäume standen. Es gab trockene Stellen, aber auch solche, in denen man bis zum Knie einsank; es mußte sich um torfigen Boden gehandelt haben. Gase stiegen über kleine Bläschen bis zur Oberfläche auf. Auf anderen Strecken wurde es notwendig, daß wir uns bis zur Hüfte in Wasser begeben, um uns auf der anderen Seite an Schlingpflanzen wieder ans trockene Ufer zu ziehen. Die Laufrichtung nach Norden hielten wir ein, aber hatten wir tatsächlich die richtige Anweisung und Absicht des Händlers angenommen? Angesichts des blinden Vertrauens, dem wir uns hingaben, wurde mir selbst etwas mulmig zumute. Es entsprach eigentlich nicht der sonst von uns verbrachten Lebensweise – unter uns zu sein und niemandem zu trauen. Nun begegnet uns

ein Mann für einen Tag und wir legen unser Leben in seine Worte, da wir den Sumpf betreten, aber vielleicht niemals wieder verlassen werden! Andererseits bestand unser Vorhaben darin, das Effelbacher Moor und ggf. das geheimnisvolle Dorf darin zu erreichen.

**D**ER Meister beschäftigt sich jetzt schon seit Stunden mit immer den gleichen Fragen: Vertrauen oder Vernunft. Und während er abwägt, schlage ich nach den um mich herumschwirrenden Mücken, trage den unförmigen Topf auf meinem Rücken und stochere mit dem Speer im Boden nach verborgenen Senken. Ich muß zugeben, daß ich damals sehr hoffte, die Mühe und Plage mit den Insektenstichen würde sich bezahlt machen.

Aber was bedeutet das eigentlich – *sich bezahlt machen*? Heißt das nicht im Grunde, daß man für seine Arbeit belohnt wird? Mit Gold oder einem wertvollen und begehrten Gegenstand oder Material? Aber was interessierte mich schon Gold, wenn ich doch alles zum Überleben um mich herum fand? Und welcher *begehrenswerte Gegenstand* würde mir zu meinem Glück gereichen? Wäre ich wirklich erfreut darüber, ein Dorf zu finden, dessen Hütten voller Schätze sind? Oder bliebe ich von deren Anblick unberührt, da meine Vernunft gebietet und mich bedenken läßt, die Schätze erstens niemals davontragen zu können, zweitens daran von den Dorfbewohnern gehindert würde und drittens die *Schätze* ohnehin nicht gegen etwas einlösen könnte, das mir auch nur im Entferntesten wichtig sey. Was wollte ich also eigentlich hier?

Indes löste sich nicht das Gefühl von meiner Stirn, Galortin habe irgend etwas mit mir vor; als gehöre es zu seinem Plan, uns hier hineinzubringen, nur damit ich ... etwas lerne. Er hatte schon ein paarmal solche Veranstaltungen vollbracht, damit ich überrascht, unvorbereitet oder erschrocken sey. Dieß hätte seiner Meinung nach den größten Lerneffekt und diene meinem Erwachsenwerden.

Vielleicht sah er voraus, daß wir auf diese Frau trafen: Denn zu einer Zeit, als wir schon Stunden im Effelbacher Moor herumwateten, plätscherte es plötzlich hinter einer Baumgruppe und ein zuvor ungesehener Mensch kam hervor, bis zu den Knien im trüben Wasser stehend.

Die junge Frau verharrte in ihrer Haltung und starrte uns mit aggressiven und ungehaltenen Augen an. Als wollte sie uns geradewegs und ohne Grund würgend an die Kehle springen. Doch zum Würgen hatte sie gar keine Hand frei, denn damit hielt sie ein Schwert, das beinahe so lang wie sie selbst war. Sie hielt es in einer Position, von der aus sich leicht zuschlagen ließe, als würde sie einen Angriff erwarten und sich zur Verteidigung aufstellen. Die zweischneidige Klinge war teilweise mit Blut überzogen.

Gekleidet war sie nur spärlich; man konnte ohne Übertreibung sagen, sie war nackter als gekleidet: Ein Stirnband – eine Lederschnur – hielt ihr die Haare im Nacken, so daß uns ihr gesamtes Gesicht unverborgen blieb. Ein Fetzen Stoff bedeckte ihre Brust und drohte jeden Moment herunterzrutschen. Gleichso schäbig war ihre nur am linken Handgelenk verbliebene Armschiene beschaffen: Die Gurte gerissen und nur noch mit einer Schnur gehalten, als würde sie diese bereits Jahre tragen. Der Lendenschurz war am unteren Rand zwischen den Beinen ein Stück eingerissen, damit sie leichter schreiten konnte. Es hingen in zwei Reihen Nieten daran, die von ihrer Hüfte auf die seitlichen Oberschenkel führten. Da gab es auch eine bereits verbundene Wunde am Oberschenkel, blutig und mit einem Tuch abgeknotet. Es gab weitere, noch immer durch beständige Bewegung leicht blutende Wunden im Gesicht, am rechten Unterarm und nahe dem Bauchnabel, die zu versorgen sie wohl noch keine Zeit gehabt hat.

Auch ich fixierte sie mit meinen unverfälschten Augen sofort und zog langsam die Speerspitze aus dem Wasser, die ich bis dahin zum Stochern im Untergrund verwendet hatte. Sobald ich sie über das Wasser herausgehoben hatte

und sie die Waffe erkannte, schrie sie frei darauf los und machte einen Schritt erst hinter dem Baum hervor, dann auf uns zu. Der Schrei sollte wohl am ehesten abschreckend wirken. Uns weckte er jedoch die Aufmerksamkeit. Wer war sie nur? – Eine Kriegerin ganz gewiß, aber schien sie auch eine Gejagte zu sein. Als würde sie schon seit Tagen gehetzt werden. War es eine Verräterin, die zu Recht zur Strecke gebracht werden sollte? Eine aus dem Gefängnis Geflohene, die wieder eingefangen werden sollte? Oder war sie ein unbeliebter Freigeist, die sich nun ihr eigenes Leben verteidigte und im Grunde zu Leben verdient hatte?

Je länger wir einander wortlos anschauten und gegenseitig einen Angriff erwarteten, desto mehr begann das Schwert in ihren Händen zu vibrieren: Erst taumelte die Spitze, dann zitterte der Knauf; schließlich schüttelten sich ihre Arme, wohl ungewollt, und das Schwert schwenkte nach hinten: Es war so, als hätte sie keine Kraft mehr, das gewaltige Schwert noch länger in der Luft zu halten und mußte es abneigen. Dabei stand sie kurz davor, es ihrer Waffe gleichzutun und ebenso schwankend umzufallen.

Ich nutzte die Gelegenheit, stieß meinen Speer in den Morast zurück und rannte auf sie zu – gerade noch zum rechten Moment, denn mit einem behäbigen Stöhnen fiel sie in meine Arme, das Schwert längst fallengelassen und in den Tiefen des trüben Moorwassers versunken.

Wie leicht sie doch war, dachte ich bei mir, als ich sie an Land trug und ablegte. Galortin machte sich sogleich daran, den Verband am Oberschenkel zu lösen und sich auch die anderen Wunden genauer anzuschauen. Doch selbst ich konnte die schlimmen Entzündungen unschwer verkennen, die sich unterdes gebildet hatten: Es mag keine gute Idee sein, mit unverheilten Verletzungen durch ein Moor zu gehen, in dem trübes, vielleicht von Krankheiten verseuchtes Wasser jederzeit einzudringen bereit ist. Aber es war nicht nur das: Seit einiger Zeit konnte sie nichts mehr gegessen haben, ganz zu schweigen von Schlaf; es war ein Wesen am Ende

seiner Kräfte und am Ende seines Lebens.

Kaum die Kraft aufbringend, um Augenlider offenzuhalten, stöhnte sie weiterhin dem Tod entgegen. Wir wußten nicht einmal, ob sie unsere Sprache kannte. »Könnt Ihr nichts tun?« fragte ich den Meister, da mir das hilflose Geschöpf in meinen Armen doch mein Mitleid erweckte. Er schüttelte mit betrauerter Miene den Kopf und deckte die Wunde am Bein wieder zu. Es ging zu Ende.

Meine Hand fuhr ich auf den Rücken und ich zog sie blutig wieder hervor, nachdem ich etwas Hartes, an dieser Stelle Ungewöhnliches gespürt hatte: Daraufhin neigte ich ihren geschwächten aber noch atmenden Körper etwas zur Seite und entdeckte eine im Fleisch steckende Pfeilspitze, allerdings viel zu tief, um sie herauszulösen, ohne daß sie noch mehr Blut verlieren würde. Nur sie alleine wußte, welches Martyrium sie überstanden hatte.

Dann lag sie wieder auf dem Rücken und verkrampfte ein letztes Mal: Ihre Hände gingen an meinen Hals und versuchten ihn zu würgen; doch sie war so schwach, daß es mir nichts ausmachte. Jeder Muskel, sogar Stirn und Lippen, waren angespannt und forderten die letzte Kraft, die ihr sterbender Körper aufbringen konnte – ein beängstigendes Schauspiel. So schob ich ihre Hände von meinem Hals weg und hielt sie stattdessen direkt mit den meinen fest. Ich kannte sie kaum wenige Augenblicke, doch bedeutete mir ihr Hilfe-Ersuch etwas: Wie eine langjährige, treue Freundin sah ich sie nun; wie eine Weggefährtin, eine Jagdgefährtin. Jemanden, mit dem man schamlos jedes Geheimnis seines Lebens teilt, auf sie aufpaßt und für sie sorgt. Ich sah sie als jemanden von meiner Art, jemanden, den ich wie sie nie hatte.

Galortin war zwar der Wegbegleiter seit meiner Kindheit, mein Mentor und Bruder. Doch eine Freundschaft zwischen Gleichaltrigen ist etwas anderes als eine Freundschaft zwischen Meister und Schüler. Es wird immer Dinge geben, die ich Galortin nie erzählen werde; *ihr* hätte ich sie gewiß erzählt,

wenn ich sie nur länger gekannt hätte.

Welches Unrecht ihr auch widerfahren war, daß sie so gestraft wurde – innerlich schwor ich Rache und wurde auf sehr primitive Weise wütend. Das Ungeheuer, das sich die meiste Zeit in mir versteckt hält, war nun für einen kurzen Moment entfesselt und gehorchte meiner inneren Stimme nicht mehr; es bahnte sich seinen Weg aus meiner Seele, meinem Körper und stieg bis beinahe in meinen Kopf herauf. Die Sterbende und ich blickten uns mit unbeirrbarren Augen an, verstanden und ehrten einander. Das Monster in mir schaute neugierig durch meine Augen auf sie, wollte sehen, was mein Herz mit Kummer belegt. Und es schaute in jenes verendende Ungetüm, das auch in ihren leeren Augenhöhlen startete und auf den Tod wartete.

Ein letztes Mal betrachtete ich ihren Körper: Geschunden wie nach einem harten Kampf: Schnitte und Risse mit Dreck darin; rote und violette Flecken wie von erduldeten Schlägen; einer ihrer Finger war abgeknickt und wohl gebrochen, bei einem anderen war der Fingernagel gespalten. An Schultern und Waden hatte die Kleidung stark gerieben, an der Lederkleidung klebte eine Paste aus vermischtem Blut mit Staub. Die Geräusche glichen einem durchbohrten Hirsch, den ich für das Abendessen erjagt hatte; der Speer steckte noch in seinem Hals und er sog Luft über das Metall hinweg; ein Röhren und ein Keuchen waren die Folge, beides wollte nicht enden und tat es doch. Die Haare naß und fettig, verknotet und vom alleinigen Zwecke, nur weitere Wunden zu verdecken. Das Gesicht abgemagert, hatte geschrien und wurde nicht gehört; hatte gebettelt und wurde abgewiesen; war nah der Verzweiflung und wurde dennoch verlacht. Eine Schelle hier, ein Tritt da – alles fing sie mit dem Körper ab. Solange, bis ihr inneres Ungetüm hervorpreschte und sich womöglich gegen ihre Peiniger wehrte; sie umwarf und zurückstieß, um sich schlug und Flüche spuckte; und dann – im geeigneten Moment – die Flucht ergriff und bis in diesen Sumpf vorankämpfte.

Ich hoffte so sehr, daß sie wenigstens einige ihrer Schinder töten könnte. »Du brauchst nun nicht mehr lange verweilen, bald wird es soweit sein, bald bist du erlöst«, dachte ich bei mir: »Lasse los, Kampfgefährtin; du hast obsiegt; bist auf der Flucht gestorben und nicht als bückbereite Dienerin, als Sklavin eines Unterdrückers. Recht so. Nun geh«, dachte ich weiter in mich herein. Und dann war auch sie soweit: Ihr Kopf drehte sich auf die Seite, dann starrte sie in die Ferne: »Da ist sie«, flüsterte ihr aushauchender Geist. Sogleich war sie fort und leblos.

**W**ie mir Galortin kurz darauf erzählte, waren wir Zeugen eines uralten Brauchs, bei dem ein sterbender Mensch – gleich welchen Alters – im Zeitpunkt seines Ablebens Besuch von sich selbst in Form eines etwa zehnjährigen Kindes erhält. Diese letzte geisterhafte Begegnung aus der Vergangenheit nimmt sich des Sterbenden an und geleitet ihn ins Jenseits, damit er unterwegs nicht verlorengelht. Als sie ihre letzten Worte sprach, mußte sie also tatsächlich sich selbst wahrgenommen haben.

Interessanterweise entzieht sich diese traditionelle Jenseits-Begleitung jeder vernünftigen Erklärung: Wie man beobachtet hat, tritt sie wohl auch bei solchen Menschen auf, die niemals etwas von dieser Möglichkeit gehört haben. Es scheint damit eine der wenigen universellen Gegebenheiten zu sein, die unabänderlich sind und für alle Zeiten unbewiesen oder unwiderlegbar sein werden.

Nach wenigen Minuten hatte sich unsere Anspannung und das Entsetzen über den miterlebten Tod dieses gelittenen Wesens gelegt, denn wir kannten sie ja nicht. Aber eine Verbindung gab es trotzdem zwischen ihr und uns: Erst zauderlich, dann ungehalten legte ich ein Stück des schmutzigen Leders zurück, das ihren Oberkörper und vor allem einen Teil des Halses bedeckte. Darunter hing ein Ring an einer Schnur um ihren Hals.

Ohne Nachzudenken griff ich nach dem Stift-förmigen

Amulett in meiner Tasche, das uns der Händler überlassen hatte, und zog mit der anderen Hand den Ring ab. Ich führte den Stift hindurch und stellte verwundert fest, daß beide ineinanderpaßten und zusammengehörten.

Sogar Galortin war einigermaßen erstaunt über dieses Ergebnis, denn es bedeutete nur eines: Wir hatten die Tochter des Händlers vor uns, nämlich Danjur.

Was würde ihr Vater wohl tun, wenn er wüßte, daß seine Tochter gestorben ist? Würde man uns als Mörder verdächtigen? Und wer hat sie überhaupt so zugerichtet? Wäre es noch klug, in jenes Dorf zu gehen, aus dem sie offenbar stammte und woher diese Pein allein kommen konnte?

Da uns die Werkzeuge zum Graben fehlten und es auch sonst keine Steine gab, mit denen wir ihren geschundenen Leichnam bedecken konnten, verblieb uns nichts als sie zurückzulassen. Ihren Ring behielten wir bei uns.

Ein letztes Mal schauten wir zurück, dann setzten wir den Weg fort. Je näher wir dem Ende des Tages kamen, desto feuchter wurde die Luft, eine Schicht aus Wasser sammelte sich auf Armen und Beinen, Laub und Pflanzenteile blieben an den Füßen kleben. Das Moor entgaste und erzeugte mancherorts einen unangenehmen Geruch. Es raschelte und zirpte aus jedem Winkel, was man von einem sonst so entlegenen Ort gar nicht erwartet. Weiterhin der Richtung nach Norden folgend, begegneten uns die ersten Ausläufer unerwarteter Zivilisation.

Eine Leiter, die krummen Sprossen mit rankenden Pflanzen verknotet, lehnte an einem niedrigen Baum und half dem Betretenden zu einer Plattform aus Ästen hinauf. Eine Schnur führte von dort weg und auf eine kleine freie Fläche, wo offensichtlich jemand Fallen aufgestellt und geleert hatte. Kurz darauf trafen wir auf einen Haufen gespaltener Holzscheite. Wir mußten dem Dorf demnach ganz nah sein. Nach kurzer Beratschlagung entschieden wir uns dafür, die Nacht über abzuwarten und zu beobachten, ob sich das Völkchen feindlich gegenüber Fremden stellte, oder ob eine vorherige

Umkehr unseres Weges sicherer sey. So warteten wir bis zum Abend und versteckten uns auf einer nahen Anhöhe. Ich tarnte unseren Unterschlupf in der Weise, wie er nach meiner Erfahrung als Jäger am besten zu gestalten war.

Noch immer war nicht genau zu erkennen, wo das eigentliche Dorf nun stand: Wir spähten von dieser Anhöhe aus in alle Richtungen – doch nichts als sumpfiger Wuchs und elende Weite. Erst als die Nacht hereinbrach, entzündeten sich Lichter in der verwachsenen Einöde und es ertönten Stimmen und Gesänge.

Das Dorf lag von uns aus gesehen im Westen, niedriger als die Anhöhe, auf der wir lagen. Da wir die genauere Richtung nun auszumachen wußten, krochen wir heran, so nah es uns möglich war. Eine Art Palisade, deren Durchgang außerhalb unserer Sicht lag, versperrte das weitere Näherkommen. Die Stimmen waren nun laut, klangen aber harmlos: Ein paar Mädchen sangen über den nahenden Winter, Frauen schnatterten miteinander, Männer rauften sich. Es gab kein Geräusch und keine Unterhaltung, die wir in dieser Form nicht schon einmal in irgendeiner Taverne vernommen hätten.

Galortin machte mich auf einen Spalt in der Palisade aufmerksam, der zwar zum Durchkriechen zu schmal war, aber für das Spionieren allemal ausreichte: Auf einem zentralen, von kleinen Hütten umringten Dorfplatz hatte man Fackeln in der Erde versenkt und entzündet. Es gab mindestens drei Lagerfeuer-Stellen, über denen Spieße mit Gebratenem und Töpfe hingen. An einem Tisch wurde Brei ausgegeben. Kinder tanzten im Reigen und waren vergnügt. Einige Männer trugen Tische und Bänke herbei, Frauen deckten sie ein. Alles schien darauf hinzuweisen, daß ein Fest im Gange war. Doch zugegeben, war nicht viel bei der überwiegenden Dunkelheit erkennbar.

**A**ls ich erwachte, erstaunte ich mehr als die beiden Kinder, die ich vor mir hatte, darüber, überhaupt so plötzlich eingeschlafen zu sein. Mir fehlte jegliche Notiz in

meinem Gedächtnis, mich zum Schlafen bereit erklärt zu haben! Gerade noch lugten wir durch die Lücke im Zaun, schon finde ich mich am hellichten Tage wieder und reibe mir die Augen!

Galortin schläft noch immer neben mir und die beiden Kinder schauen auf uns hinab. Sie stehen da, das Mädchen mit seinem Leibchen, der bestickten Schürze und dem gelben Zopfband; der Knabe von gleichem Alter und mit mißtrauischem Blick, in der Hand eine Angel wie das Mädchen einen Korb festhält, aus dem Blumen und Vogeleier ragen.

Ich begriff die Situation und versuchte sie ohne die Hilfe meines Meisters zu bewältigen: Ohne Zweifel stammten diese Kinder aus dem Dorf.

»Guten Tag, Kinder!« begann ich zögernd, »So laßt mich euch vorstellen: Mein Name ist Kyl. Habt keine Angst vor unserem Erscheinen. Wir mögen fremd sein, doch nicht böse.« – Sollte ich noch mehr verlauten lassen oder den beiden Gelegenheit zur Antwort geben?

Galortin nahm mir die Entscheidung ab. Denn in diesem Moment erwachte er, grunzte, stöhnte, wie er es jeden Morgen tut, und drehte sich in Richtung der am Himmel schwebenden Sonnengöttin. Sofort lenkte er die Aufmerksamkeit der sowieso nervösen Kinder auf sich. Sogleich er sie sah, schreckte er zurück und fand seinen Rücken an der harten Palisade wieder. Dieß krachte etwas und die Kinder stürmten fort und an uns vorbei, als habe man ihnen zugerufen: »Rennt *jetzt* los!«

Ich schaute ihnen nach und hielt Galortin dabei an der Schulter fest, um zu demonstrieren, daß keine Gefahr drohte. Allerdings eilten im selben Augenblick aus der Richtung der davonestürmenden Kinder einige Männer herbei, umstellten uns und brüsteten vor den Eindringlingen ihre Überlegenheit.

Es waren fünf sehr groß gewachsene Männer, kräftig behaart, sowohl am Körper als auch im Gesicht. Die Bärte waren rot und schwarz, Helme bedeckelten ihre Köpfe. Ihre

Rüstung kannte ich aus keiner Armee der Welt, sie war auch nicht einheitlich: Verziert mit gravierten metallischen Platten, die in Lederriemen eingefast waren und sowohl Oberals auch Unterkörper bedeckten. Besonders dick geschützt schienen Hüfte und Unterarme zu sein, als Waffen trug jeder ein Schwert am Gürtel und einer von ihnen sogar einen Bogen.

Ohne ein Wort zu verlieren, griffen mich zwei von ihnen auf und drückten mich gegen die Palisade. Ein Dritter griff zu seinem Schwert, trat zwei Schritte an mich heran und legte die gelblich glänzende Schneide an meinen Hals, so daß ich das kalte Metall spürte.

Mein Instinkt verriet mir, daß er jeden Moment seinen mörderischen Zug ausführen wollte. Doch ich erinnere mich genau daran, daß ich keine Angst zeigte und den ganzen Vorgang wahrnahm, als würde er nur gemimt werden. Keine Angst in meinen Augen, ausdruckslos war mein Gesicht, die Atmung blieb entspannt.

»Was wollt Ihr tun?« konfrontierte ich den Henker mit starken aber kontrollierten Worten. Dabei durchdrang ich seine Augen wie Dolche einen Laib Brot. Er hielt inne und glotzte etwas verunsichert auf seine Schergen.

»Wenn Ihr mich töten müßt, so tut es nur. Ich kenne keine Furcht vor der Dunkelheit, habe Blut an tausend Leibern gesehen, weiß von jeder Waffe und ihrer Wirkung. Ihr könnt mich nicht zur Furcht bekehren, mich nicht erzürnen, mich nicht erniedrigen. Was auch immer Ihr zu tun gedenkt: Tötet mich oder laßt mich leben. Aber wagt keine dazwischengeschalteten Spiele oder Ihr werdet es bereuen!«

**K**einer von ihnen hatte diesen Trotz erwartet; sie schienen derart beeindruckt von dieser Aussage zu sein, daß sie offenbar über den weiteren Fortgang uneinig wurden: Der links von mir stand, löste seinen Griff an meinem Arm etwas, während der rechts von mir ihn etwas fester zog. Das Schwert entfernte sich einen Fingerzeig von mei-

nem Hals, die ausführende Hand aber blieb verschwitzt und angespannt. Selbst Galortin, den man ebenfalls aufgerichtet hatte, war verblüfft über diese Reaktion, blieb aber wie immer besonnen und beobachtete alles.

Ein Kind erscheint und drängt sich durch die um mich stehenden Leute. Seine Zielstrebigkeit verheißt Mut und Angstlosigkeit, was mich fasziniert. Es ist derselbe Knabe, dem ich bei meinem Erwachen wenige Momente zuvor bereits angeschaut hatte. Ohne weitere Verzögerung greift er nach meiner Hand und umfaßt zwei meiner Finger – gerade so viel, wie diese kleine Hand zu umgreifen fähig ist. Einen weiteren Moment hält er inne und schaut stumm zu mir auf. Die Wachen des Dorfes beobachten den Vorgang und senken ihre angelegten Waffen. Sogar jener, der mir die Klinge an den Hals hielt, sah nun davon ab und steckte sie weg; er atmete aus und seine Haltung entspannte sich etwas.

Der Junge schien zu fühlen, daß ich keine bösen oder generell arglistigen Absichten verfolgte und löste die ganze Situation auf diesem Weg mit seiner kindlichen, stummen Überzeugungskraft auf. Er zieht mich fort, aus dem Kreis der Häscher heraus, die mich willenlos passieren lassen. Ich füge mich seiner Absicht und gehe mit ihm, neugierig auf das Nächste, das ihm in den Sinn kommt.

Auf halbem Weg zum Durchgang der Palisaden – dieß könnte man als den eigentlichen Eingang bezeichnen – begegneten wir dem anderen bei meinem Erwachen anwesenden Kind, das nach meiner zweiten Hand griff und ebenso zog wie der Junge. Ich stellte mir vor, sie seien Geschwister. Beide führten mich durch die mit Schnitzereien ausgekleidete Pforte und stellten mich sozusagen inmitten des Dorfplatzes ab.

Nun, da ich zur Anschau positioniert wurde, traten auch alle anderen Dorfbewohner aus ihren Hütten. Eine Frau von etwa 30 Jahren kam auf mich zu und wartete dann etwa fünf Schritte vor mir auf etwas. Ihre braunen Augen formten einen strengen Blick, der sich wohl nicht auf mich, sondern

die Kinder bezog. Ohne von mir abzusehen, streckte sie beide Arme in meine Richtung aus, so daß der Knabe und das Mädchen mich losließen, um an die Hände ihrer Mutter zurückzufinden. Sogleich drehte sie sich von mir ab, so daß der weiße Schürzenlatz durch die Luft wirbelte. Das braune Kleid reichte bis über die Schultern und wallte am Hals aus. Eine aus sehr groben Textil hergestellte Überjacke bedeckte alles.

Tatsächlich erstaunte mich ihr erhabenes Auftreten. Denn nicht nur dieses verriet, daß sie genau wußte, wo sie steht und was sie kann. Sie erinnerte in keiner Weise an die vielen ungebildeten Bäuerinnen, denen ich und Galortin in all den Jahren begegnet waren. Jene, die zum Arbeiten leben; sich bestens mit ihrem Handwerk auskennen, nicht aber mit dem Potential ihres Geistes. Diese Mutter jedoch strahlte Stolz in alle Richtungen aus, wirkte herrisch und überlegen; lehrend und gelehrig gleichermaßen. Nicht einmal der Zustand ihrer Haut und Haare deuteten auf ärmliche, hungernde Verhältnisse hin. Bei diesem Gedanken war ich mir ziemlich sicher, daß diese Gruppe von Menschen nichts mit dem Begriff eines Geldstücks anfangen konnte; möglicherweise konnte man hier nicht von Armut sprechen. Jedenfalls waren ihre Hände leuchtend reinlich, ebenso das Gesicht. Schmuck trug sie keinen, dafür schimmerte ihr fahlbraunes Haar und glänzte seidig in der Morgensonne. Und obwohl sie insgesamt nicht wohlhabend wirkte, war sie es sehr wohl.

Inzwischen hatte man auch Galortin neben mich gebracht, um von allen Seiten begafft zu werden; und wir gafften zurück. Wie ich bemerkte, hatten die drei Wachen den Eingang zum Dorf verstellt. Andere als diese sah ich aber nicht.

Am auffälligsten befand ich eine Gruppe aus drei grimmig und mißtrauisch unter ihren Bärten hinaufschauenden Männern, die nur einen Augenblick von ihrer Arbeit abließen, um sie kurz darauf fortzusetzen, als sey nichts Ungewöhnliches zu sehen. Der erste hockte auf einem Felsen und kämmte Flachs mit einer Bürste. Ein anderer zerrüttete den Flachs in

einem Flachsbrecher, dann schüttelte er aus dem Bündel die Schäbe aus. Hühner und Küken liefen zwischen ihren Beinen herum, denn der Dritte zerrieb Korn mit einem Stein und warf den pickenden Vögeln immer etwas zu. Sie aßen und schabten im Boden, waren ebenso mit dem Aufsammeln der Reste konzentrierte wie es der Dritte mit dem Zuwerfen war. Gab er zu viel, klopfte ihm eine alte Frau auf die Schulter, so daß er davon abließ. Es wirkte, als habe er seinen Spaß mit den Küken, die Frau ihn aber wegen der Verschwendung des Kornes mahnte.

Wie ich mich umschaute, bestand aber die Kleidung der Dorfeinwohner zu keinem Teil aus Leinen, sondern hauptsächlich aus mit Leder vernähter Schafwolle. Doch dieß ließ sie nicht ungewöhnlicher werden – sie nutzen eben das, was sie in nächster Nähe anbauen konnten. Galortin berichtete mir einmal von einem Tal, in welchem Kleidung aus Blumenstengeln genäht worden war, weil deren Einwohner nichts anderes kannten. Wie erstaunt waren sie über seinen Rock aus Wolle oder die Sandalen aus Leder! Sie selbst liefen barfuß herum.

Nun, keiner von den hier anwesenden Leuten erschien uns sonderbar. So muß ich eingestehen, mir in Andacht an die vielen Legenden über dieses Dorf der Vorstellung ergeben zu haben, ich würde auf mit Juwelen und Glas bedeckte Menschen treffen; die eine uns gänzlich andere Sprache sprechen und mit violetter Augenfarbe schauen. Ich glaubte weiter, wir seien diejenigen, die vom Gaffen nicht mehr ablassen könnten; nun werden wir bestaunt.

Auch war nun die Illusion unhaltbar, es seien Schätze in ihren Behausungen gelagert: Stattdessen konnte ich in die meisten von meinem Stand aus einsehen, denn sie bestanden aus kaum mehr als einigen steifen Ästen und daran angebrachtem Laub, Stroh und Wurzelranken. Das Material, das zum Bau des Daches Verwendung fand, war unter einem dichten Teppich aus Moos kaum noch zu erkennen; die beständige Feuchtigkeit dieses Sumpfes schien dessen Wuchs

zu begünstigen.

Insgeheim bewunderte ich die Einwohner für ihren Mut, an einem derart unwirtlichen Ort zu leben. Obwohl man auch Maulwürfe für ihren dunklen und unterirdischen Lebensraum nicht bewundern muß – denn es ist ja jene Welt, in der sie sich am wohlsten fühlen. Andererseits empfand ich Neid, daß eine Gemeinschaft wie diese ein solch inniges Heim zu gründen gefunden hat. Sie alle wirkten auf ihre Weise glücklich, wenn auch momentan überrascht und deplaziert.

Eine ältere Frau, die nicht jener mit den Kindern entsprach, trat hinter meinem Rücken hervor und klopfte mit der Faust auf den Topf, den ich auf meinen Rücken gebunden hatte: »Dieser Topf . . .«, umrundete sie mich und fixierte danach eine der Taschen an meiner Brust: »Und diese Kette!« – Noch bevor ich reagieren konnte, hatte sie sie hervorgezogen und hielt sie in die Luft. Es war jener Anhänger mit Kette, den wir von dem fahrenden Händler bekommen hatten; jener Anhänger, der als Stift in den Ring seiner toten Tochter gehörte; jener Anhänger, den wir ihr hätten aushändigen müssen, als sie noch lebte. »Ihr habt ihn umgebracht!« schrie die Frau mit klaren Worten und machte einen bösen Blick; ihr Finger zeigte auf uns und die Gemeinschaft trat heran, um sich ein eigenes Bild zu machen.

»Und Ihr habt eine ziemlich große Fantasie!« warf Galortin ein, der sah, worauf das hinauslief. Und im Grunde sind den Einwohnern ihre Gedanken nicht zu versagen gewesen, waren die Hinweise für den kleinen Geist doch ausreichend. Ich nahm eine Abwehrhaltung ein, Galortin stellte sich hinter mich, so daß wir nun Rücken an Rücken lehnten. Diejenigen, die sich zuvor als Wachen aufgespielt hatten, legten die Hände erneut an die Messerscheide und traten vorsichtig näher. Das Volk tuschelte und beriet sich offensichtlich, mutmaßte und schlußfolgerte ohne die Beweise jemals gesehen oder unsere Aussagen gehört zu haben.

Bevor etwas anderes geschah, trat eine junge Frau aus der

Gruppe heraus und stellte sich direkt vor uns. Wie die Kinder schien auch sie keinerlei Angst zu haben, denn sie begab sich direkt in den Wirkungskreis unseres Abwehrzirkels. Schlank und hochgewachsen stellte sie sich vor uns, das blonde Haar wölbte sich um ihren Hals, dann blies es der Wind wieder fort. Einzelne Strähnen webten ihr ins Gesicht, betasteten den Nasenrücken, die schmalen Lippen, die Wangen, bevor sie wieder nach außen bogen. Der nackte Hals endete in einem dunkelroten Gewand, das zunächst wie ein Kleid wirkte, sich dann aber als Zusammenstellung aus Oberhemd und Rock enttarnte, deren Verbindungsstelle mit einem breiten Gürtel aus hellbraunen Leder verdeckt wurde. Der Gürtel selbst hatte keine Schnalle und keine Nieten; er war in drei lockeren Windungen um die Hüfte gelegt und vermutlich am Rücken befestigt. Schultern und Beine waren mit weißgelben Aufböschungen aus Schafswolle behangen, so daß der rauhe Wind nicht auf die Haut zu dringen vermochte. Außer der Beschreibung ihrer Kleidung brachte mich vornehmlich ihr tief sinniges Gesicht um den Verstand. Tiefsinnig aus dem Grund, weil ich es wohl Jahre hätte betrachten können, um dann kurz weg- und wieder hinzuschauen und festzustellen, daß ich es noch immer nicht kannte. Unendlich tief die im Schatten liegenden Augen, Brauen wie scharfe Grate, deren Berührung die Hand sterben ließe. Augen, Nase und Mund in solcher Harmonie angeordnet, als habe ein Bildhauer alle Zeit der Welt verwendet, die perfekten Abstände festzulegen. Der aus innigster Tiefe hervorschwebende, mich durchbohrende Blick ihres Geistes führte mir vor, wie verwundbar ich eigentlich war; daß ich mich gegen Waffen zu wehren wüßte, ich aber vor dieser jungen Frau hilflos wie ein Säugling sey; ihr ausgeliefert, ihr allein mit Schwindel zu begegnen fähig. Anders als die Hetzerin war diese glücklicherweise bereit, uns mit offeneren Argumenten zu entsprechen:

»Ihr könntet den Topf gekauft haben. Aber was ist mit diesem Anhänger? Dem Anhänger des Händlers gar? Den würde er *nie* verkaufen!« – Ihre Worte waren erfüllt von

Verständnis und Mißtrauen zu gleichen Teilen. Ihr Blick erwünschte nun eine befriedigende Antwort, andernfalls würde sie wieder zurücktreten und die Hetzerin weiterreden lassen. Es war wohl die einzige Chance, uns aus dieser Situation zu lösen; aber würde man uns glauben?

»Wir haben den Topf getauscht, nicht gekauft!« begann ich unsere Erklärung. Die junge Frau mir gegenüber bändigte meinen sonst so freien Geist noch immer und schien jedweden überstürzten Gedanken meines Kopfes unterdrücken zu können: »Der Händler lebt, wir haben ihn nicht gemordet. Er gab uns das Amulett aus eigenen Stücken, im Auftrag, es seiner Tochter Danjur zu überbringen, die hier in diesem Dorf leben soll.«

Zunächst sagte die junge Frau mir gegenüber kein Wort, veränderte nicht einmal ihre Mimik. Es schien, als wolle sie zuerst alle Einzelheiten vernehmen, ehe sie sich ein Urteil erlaube. – Eine tugendhafte Einstellung. »Es stimmt, der Händler hat eine Tochter Danjur. Aber erkläre mir ... : [sie tritt näher und richtet ihr Gesicht nur eine Handbreit vor dem meinem aus] Weshalb soll er das nicht gemacht haben, wenn er erst vor wenigen Tagen hiergewesen ist?«

»Das kann ich nicht beantworten«, wankte ihr meine zittrige Stimme entgegen, jeden Moment erwartend einen Dolch in meinem Bauch zu spüren oder einen Schlag gegen meinen Kopf: »Aber es ist ohnehin gleichgültig, weil wir seiner Tochter geschunden und verblutend im Sumpf begegnet sind; sie starb in *diesen* Armen.«, und ich streckte sie ihr vor.

Erst jetzt veränderte sich ihre Mimik: Der starre, ernste Blick wandelte sich in einen besorgten Ausdruck, gekennzeichnet von fernen Gedanken und verblassender Hoffnung. »Dann hat sie es also nicht geschafft«, murmelte sie zu sich und nahm sogleich den unterbrochenen Augenkontakt wieder auf. Sie griff mit beiden Händen auf meine vorgestreckten Unterarme und trat einen weiteren Schritt heran. Sie stand mir nun so dicht gegenüber, daß ich an meiner Brust ihre Kleidung drücken fühlte; daß ihr kalter Atem in meinem

ungepflegten Bart blies. Auf meine Unterarme aufstützend, erhob sie sich einige Finger hoch und setzte ihr wunderschönes Antlitz beinahe auf meinem auf. – In diesen Moment war ich starr vor Angst, gedemütigt und erhaben zugleich; war gebannt und wollte dennoch springen; erwartete irgendeinen Schmerz und empfand größte Zuneigung ebenso.

»Was sagte mein Vater, als er Euch den Stift gab?« flüsterte ihr Mund in mein Ohr. Und noch immer ohne Fassung erzählte ich ihr von seinem Traum; daß er im Schlaf einen ihn fortführenden Knaben sah. Sie nahm die Worte auf und akzeptierte sie. Langsam und diesmal mit unsteten Augen nahm ihr Gesicht wieder Abstand, dann trat ihr Körper etwas zurück: »Sie seien freigesprochen und haben nichts zu befürchten. Erkennt sie als unsere Gäste!«

Diese einfachen, weder befohlenen noch gedrängten Worte bewirkten, daß die Wachen ihre Messer einsteckten, die Menge zurücktrat, die Hetzerin in ihrer Hysterie abließ. Das Leben normalisierte sich, die Leute gingen wieder ihrer Beschäftigung nach, sogar die junge Frau schritt bedächtig in eine der Hütten und war unserem Blick entschwunden. Nun standen wir angespannt aber doch erlöst inmitten des Dorfes und niemand würdigte uns mit Beachtung. Wie wechselhaft dieses Volk doch ist, dachte ich bei mir.

\*\*\*

## 8 Der Schrein

**K**yl drehte sich zu mir um und war nicht weniger erstaunt über das Erlebte als ich. Dennoch hatte er bei jeder Frage richtig geantwortet und auch ich wäre zu keinen anderen Worten gekommen.

Mein Schüler erschien im ersten Moment etwas schwächlich auf den Beinen, als stürze er jederzeit zu Boden. Vermutlich war er noch etwas von dem hübschen Gesicht betört, das sich ihm so sehr genähert hatte. Ihn stützend verbrachte ich ihn zu einem alten überwachsenen Baumstumpf innerhalb des Dorfplatzes und setzte ihn dort ab. Dann ging ich selbst einige Schritte.

Sogleich ich diese eine Hütte betrat, in welcher wir die junge Frau entschwinden sahen, hieß sie mich offiziell willkommen: »Effelbach heißt diese Siedlung, seid willkommen«, brachte sie hervor ohne sich umzudrehen. Während ich noch immer am Eingang wartete, wob sie an einem Tisch ein Bündel Wolle auf ein Brett.

»Dann seid *Ihr* also Danjur?« begann ich die Unterhaltung vorsichtig. »Ja, das stimmt«, stöhnte sie betroffen und drehte sich zu mir um: »Ich bin Danjur, und der Händler ist mein Vater. Aber auch wenn *Ihr* ihn nicht ermordet habt, so ist er dennoch tot. Deshalb verzeiht meine Betroffenheit und Strenge.«

»Was meint *Ihr*? Er ist tot? Wie könnt *Ihr* das wissen? Wir selbst sahen ihn erst vor wenigen Tagen noch lebendig!«

»Ich weiß es, weil auch er es wußte. Genau aus diesem Grund gab er Euch das Amulett für mich mit. Er träumte von einem Knaben, von sich selbst als Kind. Wer das tut, steht kurz davor, in die nächste Welt begleitet zu werden und diese hier zu verlassen. Wann immer jemand von sich selbst als Kind träumt – und das ist eine unsagbar alte Tradition und Bestimmung zugleich in unserem Volk – wird ihn kurz darauf der Tod ereilen. Das Amulett gab er für mich mit; zusammen mit seinen Worten würde ich daher alles wissen,

was es darüber zu wissen gibt.« – Ich sah das Amulett an einem neuen Band von der Decke baumeln; sie mußte es Kyl aus der Tasche gezogen haben, als sie sich ihm annäherte.

»Bitte nehmt unsere Entschuldigung für unser Eindringen in eure Gemeinschaft an. Wir selbst sind ebenfalls Reisende, die ...«

»*Ich* habe mich zu entschuldigen für das ungehaltene Verhalten unserer Leute; Mißtrauen ist uns eigen. Für gewöhnlich ist bei Fremden schnelles Vorgehen gefragt, da es nicht wenige Diebe gibt, die wissen wollten, was wir an Schätzen verbergen. Qualen demjenigen Dummbart, der diesen Unsinn als Gerücht verbreitete – er bescherte uns so manche schlaflose Nacht und ungewolltes Befestigen unseres Dorfes.«

»Seid Ihr denn die Anführerin dieses Dorfes? Draußen wirkte es so, als habt Ihr das höchste Wort und die anderen folgen dem!« Nun wurde meine Stimme auch heller und mutiger, da ich doch sah, daß weder Gefahr noch Argwohn von ihr ausging.

»Oh nein! Dieses Dorf wird regiert von den ältesten Menschen dieser Gruppe – eine weitere Tradition unseres Volkes. [Sie lächelte mich an.] Solange diese klar im Geist denken können, bestimmen sie über den Ausbau der Palisaden, die Erschließung neuer Jagdgründe, den Kontakt mit der Außenwelt oder den Bau einer weiteren Hütte. Auch über den Fortgang oder das Kommen von Neulingen entscheiden sie; so richten sie über Diebstahl und schlichten Neid oder Eifersucht. Sie tun dieß und haben das Privileg dazu, weil sie am längsten leben und die meiste Erfahrung haben. Sie kennen die meisten Wege und Verstecke, weil sie am häufigsten gereist sind. Sie beleben mit ihren Geschichten diese Gemeinschaft ebenso wie es die Kinder mit ihren Fragen tun. Das einzige, worüber sie niemals entscheiden würden, ist die Liebe zwischen zwei Personen!«

»Das klingt vernünftig, Danjur. Ich selbst würde diese Hierarchie unterstützen, nur leben wir selbst in keiner sol-

chen. Mein Schüler und ich ... «

»Eurer Schüler?« schmunzelte sie.

»Ja, mein Schüler; sein Name ist Kyl. Wir reisen schon seit seiner Kindheit durch die Lande von Prinm und besehen die Welt; begreifen und ergründen sie. Mein eigener Name lautet Galortin.«

»Nun, Galortin – in welcher Disziplin schult ihr Kyl? Der Jagd?«

»Nein«, schaute ich verlegen beiseite, »Ich würde sagen, darin kann er nicht mehr geschult werden. Ich, nun ... «

»Laß sein, Galortin«, erfreute sie sich an meiner Wortkargheit, »Ihr müßt es mir nicht sagen.« – Und doch schaute ihre Intelligenz durch mich wie durch Glas; sie wußte ganz genau, daß ich mehr verbarg als ich zu nennen wußte. Aber es schien sie nicht zu stören.

In diesem Moment fiel mir die Tote wieder ein: »Aber was ist denn nun mit der jungen Frau im Sumpf, die wir gefunden haben? Wer war das?« Meine Worte waren ungefaßt wie aufgereggt und mußten erst durch die Sachlichkeit ihrer Formulierung wieder gelöscht werden.

»Sie starb als freier Mensch.« Trauer erfüllt abermals ihr Gesicht: »Bitte laßt mich nun allein, um Abschied von meinem Vater und der Toten im Sumpf zu nehmen. Geht zu Ragnar, falls ihr Eure Wunden versorgen müßt. Und auch Heter, unser Schmied, dürfte etwas für Euch haben. Wir werden uns heute abend beim Feste wiedersehen. Geht nun.«

Wieder wandte sie sich von mir ab und ward mit ihrer Trauer allein gelassen, nachdem ich aus der Hütte ausgetreten war. Die stickige Luft im Inneren entsprach wohl am ehesten ihrem derzeitigen Gefühl, so ließ ich ihr Raum zum Atmen. Sie würde sich uns schon öffnen, wenn sie sich dazu bereit sah.

**W**ieder auf dem Dorfplatz stehend, schaute ich mich nach Kyl um, der seine Ruhestätte am Baumstumpf

derweil verlassen hatte. An der Schmiede hinter ein paar Bäumen sah ich ihn wieder.

»Geht es dir wieder besser, Kyl?« berührte ich sorgsam seine Schulter. Stark und stolz stand er vor mir, ungebrochen, wie bekannt. Er nickte mir ehrfürchtig zu.

Derweil hatte er sich die örtliche Handwerkskunst angesehen. Diese Schmiede bestand aus einem etwa zwei Schritte großen Feuertopf, in dem zwei Ellen hoch die Kohle glühte. Die Hitze war so unerträglich, daß man sich ihr kaum nähern wollte. Sie blendete gar meine Augen und glomm an meinen Haaren, so daß ich während der Unterhaltung einen Arm vors Gesicht hielt.

»Der Schmied nennt das Verfahren *Mit dem Blut der Diebe schmieden*. – Wohl eine sehr alte Tradition«, klärte mich Kyl auf. Heter, das war der Schmied, kehrte sich ebenfalls zu mir um und erklärte mir den Rest. Freundlich und keineswegs verlegen oder mißtrauisch zeichnete er sich aus, lächelte in seinem Schweiß und bekundete seine große Freundschaft. So zeigte sich, daß trotz des seltsamen Verfahrens gegenüber Fremden großes Potential in diesen Leuten steckte.

»Was ihr hier seht, Freunde, habe ich von meinem Großvater gelernt. Es kommt nur höchst selten vor, daß ich Waffen repariere oder völlig neu schmiede, haben wir doch hier keinen Bedarf an dieser Art Gegenstände. Umso lieber berichte ich von diesen seltenen Momenten.«

»Das ist mein Speer, Galortin! Siehe hin! Er bot mir an, eine neue Spitze zu formen und sie fester als je zuvor auf den Stab aufzusetzen!« – Ich sah hinüber zur Schmiede und in der Tat glühte ein Konus-förmiges Objekt zwischen den rotgelben Kohlen. Nahm es Heter mit einer Zange heraus und legte es auf einem Amboß ab, verflog das Glühen und eine Art Fleckung trat hervor. Regelmäßig und doch chaotisch überzog sie in rötlich-blauer Farbe das aschgraue, dampfend heiße Metall: »Woher kommt das?« wollte ich wissen und zeigte auf den Rohling.

»Wie Euer junger Freund schon sagte – Wenn wir Waffen

schmieden, dann nach einem Verfahren, das wir das *Schmieden nach dem Blut der Diebe* nennen. Das kommt daher, daß vor vielen Jahrhunderten die Siedlung unseres Volkes noch etwas größer war; Diebe gehörten zu den allerorts gesehnen Problemen; Diebe nicht aus Hunger, sondern aus Gier. Wurden sie erwischt, wandte man eine sehr ... eindringliche Methode an, ihnen diese Unsitte auszutreiben. Man faßte kurzerhand zu einem Beil und hackte ihnen eine ihrer Hände ab.« – Ich erschrak über die Härte diese Strafe. »Irgendwann einmal wurde einer dieser Diebe nahe einer Schmiede aufgegriffen, so daß man sich der örtlichen Mittel bediente: Nach dem Abhacken der Hand ließ sich der Vollstrecker einen der unfertigen, glühenden Schmiederohlinge geben, um damit den blutigen Stumpf auszubrennen. Dieß tat er nicht aus Mitgefühl, um dessen Blutung zu stoppen, sondern den Schmerz markanter und unvergeßlicher zu machen. Wir erinnern uns heute nur ungern an diese Periode altertümlicher Gewalt, und sehen die Erinnerung doch als erforderlich an, um vergleichbare Strafen und Brutalität in Zukunft zu scheuen. Jedenfalls war der örtliche Schmied zunächst nicht erfreut darüber, nach dessen willkürlicher Benutzung einen mit verkohltem Blut befleckten Schmiederohling zurückzuerhalten. Kurz darauf zeigte sich jedoch, daß man die mit Blut besprenkelten Rohlinge heißer brennen konnte als jeden anderen Rohling. Eine größere Härte bei leichter Schmiedbarkeit waren die Folge. Fortan übernahm man das Verfahren, auch wenn man dazu nicht immer Blut eines Diebes fordern konnte. Mit der Zeit fand man heraus, daß eine Mischung bestimmter Mineralien, ungleichmäßig und wahllos auf dem Rohling aufgetragen, zum gleichen Ergebnis führte; allein der Name blieb.«

Ich nickte fasziniert von dieser Geschichte. »Was wollt Ihr für Eure Arbeit? Kyl und ich haben kein Geld, so ... «

»Laßt nur!« lachte Heter und ließ immer und immer wieder seinen schweren Hammer auf den Konus niedersausen, als könnte er mit einem Hieb einen Baumstamm entzwei-

hauen. Heter war so sehr mit seinem Werken beschäftigt, daß ich ihn und den staunend zusehenden und in Vorfreude ungeduldigen Kyl beieinander ließ, um mich weiter im Dorf umzusehen.

**K**aum, daß wir zu Gästen erklärt worden waren, benahmen sich die wenigen Dutzend Menschen uns gegenüber ganz anders. Einige ignorierten mich bei meinem Spaziergang durchs Dorf, wenschon sie mich sehr wohl wahrnahmen. Würde ich an einem solch abgeschiedenen Ort leben, käme mir wohl jede Gelegenheit entgegen, den nur selten gesehenen Fremden anzugaffen.

Hin und wieder klopfte ich an einer der schilfbedeckten Hütten, die meisten Menschen arbeiteten jedoch außerhalb unter Strohdächern, auf Matten, auf dem bloßen Fußboden. Frauen zerrieben mit Steinen Körner und Beeren, Kinder trugen sie in Tonschüsseln davon. Ein Kind stürzte und verschüttete seine Ladung. Andernorts hatten sich eine Gruppe Lederschneider zusammengefunden und bearbeiteten einen Stoß Leder und Wolle zu neuer Kleidung. Jeder von ihnen schien seine vorgesehene Aufgabe zu haben, keiner wirkte doppeltes Handwerk: Ein Hosenstricker bediente sich an Schnüren, die ein anderer aus langen Lederstreifen schnitt. Ein Buntmacher legte Pelze kleinerer Tiere zum Trocknen in die Sonne. Wieder ein anderer gerbte noch feuchte Tierhaut, indem er sie etwas abseits von der Arbeitsstelle in einem Loch verscharfte und weißes Pulver aus einer Schüssel darauf verstreute. Zwei der Männer verarbeiteten das Leder zu Handschuhen, Riemen, Gürteln und Schuhen.

So etwas wie ein Geschäft sah ich an keiner Stelle. Jedwede verrichtete körperliche Arbeit diente letztlich der kleinen Gemeinschaft, dieser Familie. Wie ich in nur wenigen Stunden beobachtete, trugen die Menschen lagerfähige Vorräte in zwei speziell abgedichteten Hütten zusammen, türmten Wolle und Ledererzeugnisse auf, brachten Wasser vom Fluß heran. Einige Frauen fegten erst die eine Hütte aus, gingen

dann zur Nächsten und fegten auch diese. Ein Dachdecker verlegte neues Schilf auf jener Kate, ging dann in eine andere und küßte dort seine Kinder und Frau.

Ein seltsames Erstaunen entwuchs in mir, so etwas nie zuvor wahrgenommen zu haben. Denn obwohl diese Gemeinschaft am weitesten von allen anderen Dörfern und Städten entfernt zu sein schien, kamen diese einfachen Menschen hier am besten mit Arbeitsteilung zurecht, dem Anlegen von Vorräten, dem Teilen von Erzeugnissen.

Eine Weile brachten meine Gedanken mit der Überlegung zu, welchem Zweck all das dienen könnte. Ob ihr *beitragendes* Verhalten aus einer Not heraus entstand, daß niemand jedes Handwerk beherrschte oder ein Ersatz für Geld gefunden wurde, der im Abarbeiten seiner Schuld beim Nachbarn durch handwerkliche Tätigkeit oder bloßes *Nützlichmachen* bestand. Jedoch, nirgendwo sah ich jemanden die Arbeitszeiten oder die Menge der erzeugten Waren protokollieren; wann immer Bedarf bestand, hielt ein Arbeiter inne und pausierte, trank etwas oder ging nach Hause. Welche geringfügige Störung könnte ein solch ausgeklügeltes System gegenseitiger Hilfe wohl auseinanderreißen?, überlegte ich weiter.

Während meines bedächtigen Voranschreitens (um niemanden bei seiner Arbeit zu stören) fielen mir ein paar Kinder und ein junger abgemagerter Mann auf, die Holzscheite zu einem Haufen zusammentrugen – offensichtlich dem Scheiterhaufen für das abendliche Fest. In Erwartung, heute abend eine Mahlzeit serviert zu bekommen, empfand ich plötzlich den Drang, dem ganzen System ebenfalls meine Hilfe zuzuführen und bot mich an, einiges Holz zu heben.

Der Jüngling sagte erst nichts und wahr wohl etwas beschämt, Hilfe von einem Mann zu erhalten, der augenscheinlich doppelt so alt wie er sey. Jemand griff mir plötzlich auf die Schulter – es war eine junge, hübsche Frau mit pechschwarzem Haar, die mir bislang noch gar nicht aufgefallen war: »Wenn Ihr helfen wollt, mein Herr, dann tragt doch

bitte das Gemüse mit mir!«

In der Tat hatte sie unter jedem Arm einen großen Korb voller Feldfrüchte. Da mußte es irgendwo ein winziges Beet geben, von dem die Rüben, Karotten und – wie auch immer man diese flachen, gelben, fleischigen Blätter nannte – stammen mußten. So nahm ich der Frau einen Korb ab und war verwundert, wie sie zwei davon zu tragen vermochte. Ich folgte ihr in ihre Hütte, wo sie ablegte und sogleich mit der Zubereitung des Gemüses begann. »Würdet Ihr bitte einmal den Eintopf umrühren?« fragte sie mit großen Augen und blickte dann zur Feuerstelle. Dort stand ein gewaltiger gußeiserner Topf, in dem brodelnd eine Suppe stand und bereits eine Haut bildete, die ich unterrührte. Die Frau trat kurz darauf heran und schnitt die Karotten direkt hinein. »Was ist das dort?« fragte ich meinerseits und zeigte auf die gelben fleischigen Blätter: »Ich dachte immer, die meisten Pflanzen dieser Welt seien mir bekannt.«

»Es heißt Mahi. Woher es kommt, weiß ich nicht. Es wächst, seit ich denken kann, nahe dem Dorf und nirgendwo sonst. Schon oft bin ich durch den Sumpf gelaufen, habe aber niemals eine andere Mahi-Pflanze gesehen.« Wieder schnitt sie Gemüse in den Topf, das ich verrührte.

Nach kurzen Nachdenken, fragte ich weiter: »Ihr meint, es gibt nur *eine* Mahi-Pflanze? Und die erntet Ihr immer wieder?«

»Ja, warum denn nicht? Verwundert Euch das?« – Als stellte ich ihr die Frage, ob die Sonne am Himmel die einzige sey. »Die Blätter wachsen alle paar Wochen nach, darum ist die Ernte immer klein. Und im Winter wächst sie am besten, was die sonst zur kalten Jahreszeit so spärlichen Lebensmittel ausgleicht. Die Blätter sind in etwas so konsistent wie Pilzhüte, machen aber satter«, ergänzte sie ihre Aussage beiläufig. Nach einem kurzen Gespräch dankte sie für meine Hilfe und entließ mich meiner Aufgabe. Mich selbst befriedigte die Hilfestellung weniger, als der erlernte Eindruck von der Lebensweise unbekannter Völker. Daneben

fühlte ich mich nach nur einer banalen Tat so gebraucht und wichtig, wie ich es all die Jahre zuvor abgeschworen, mich aber innerlich doch danach gesehnt hatte.

**K**urz vor Sonnenuntergang traf ich Kyl wieder. Stolz führte er mir seine neu geschmiedete Speerspitze vor, die im abendlichen Licht glänzte. Am unteren Rand hatte der Schmied sein Zeichen eingeschlagen und am Schaft den Stab mit der Spitze über drei außerordentlich festsitzende Niete verbunden. Das sey ein erheblicher Unterschied zur vorherigen Befestigungsweise, erklärte mir Kyl. Ich freute mich für ihn, flößt einem doch die Erneuerung eines oft gebrauchten Gegenstandes neuen Lebensmut und Arbeitswillen ein.

Wie wir zum Fest gebracht wurden, lernten wir nun auch die vier Dorfältesten kennen – zwei Frauen und zwei Männer. Ihre runzeligen Gesichter wirkten erschlafft, das Haar war lang und fiel in grauen Fäden beinahe bis zum Erdboden. Anders als die anderen Einwohner waren sie reichhaltig mit Kupfer- und Steinschmuck behangen, beide Frauen hatten ihre Haare mit Pflanzenkränzen verflochten. Die Oberarme und Brust mit Symbolen verziert, um jedes Fußgelenk mehrere Ringe gelegt, so daß sie beim Laufen aneinanderschellten. Wenn einer der vier Alten sprach, wurden alle Gespräche um sie herum unterbrochen. Dieß geschah unzweifelhaft nicht aus Ehrfurcht, sondern Respekt.

Man hatte mir und Kyl einen Platz nahe dem Tische der Ältesten zugewiesen. Wir würden unsere Geschichten mit ihnen austauschen und diese später mit der Dorfgemeinschaft. Der Scheiterhaufen brannte in der Mitte des Dorfplatzes, während man sich darum gesetzt hatte. Vom großen Feuer ausgehend, hatte man mit Steinen eingefaßte Nischen angelegt, an denen die Hitze weniger heiß und verderblich brannte, so daß man Fleisch an einem Spieß grillen konnte. Zu dieser Köstlichkeit – ich kam gar nicht dazu zu fragen, von welchem Tier dieses Fleisch stammte – reichte man den besagten Eintopf und einen Salat aus grünen und ro-

ten Blättern, der mit getrockneten Pilzen und gehackten Kräutern verziert worden war. Zum Trinken gab man ein Gebräu herum, das wie Tee aufgekocht wurde, und doch würziger schmeckte. Erstaunlicherweise reichte gerade einmal ein Krug davon aus, um über Stunden keinerlei Durst zu verspüren.

Es erfreute mich allein das Zuschauen des regen Treibens der spielen Kinder und schwatzenden Frauen, der eifernden Männer und liebhandelnden Paare. Und ich fragte mich, was es bedürfte, dieser Gemeinschaft nicht nur als Gast zu gelten, sondern als teilnehmender Einwohner, auch wenn es nur über den Winter wäre. Denn für gewöhnlich sind die Winter, die ich und Kyl in all den Jahren miteinander zugebracht haben, von Hunger und Frost geprägt; zumeist suchen wir eine verlassene Höhle auf, einen Bau oder etwas selbst Erichtetes, das kaum den Schneemassen standhält. Nahrung zu jagen ist beinahe unmöglich, ebenso trockenes Feuerholz. Uns fehlt es an Kleidung für mehr als eine Jahreszeit, da wir Reisende sind. Und wer nur besitzt, das er am Leib trägt; wer zu zweit reist als sey er allein; wer all das auf sich nimmt, wird es zu gegebener Zeit schwer haben, im Wirken der Natur zu überleben.

Im Verlauf des Abends kamen ich und der Dorfälteste vom Namen Seraph hin und wieder ins Gespräch. So entschuldigte auch er sich nachdrücklich für das überstürzte Verhalten der Dorfwachen und jener einen Einwohnerin, die uns für Mörder hielt. Effelbach sey eigentlich eine sehr pazifistische Siedlung, nur scheuten einige der Jüngeren diese Gesinnung und fordern stattdessen Abschottung und Mißtrauen. In Hinblick auf ihr Verhalten gegenüber Fremden haben sie dieses Prinzip noch nicht genügend verinnerlicht. Andere, wie die Kinder am Morgen oder auch der Schmied, seien sehr an unserer Bekanntschaft interessiert und würden weitere Tage, in denen wir Gast blieben, begrüßen. Ich wagte nicht zu fragen, für den ganzen Winter zu verweilen.

Bemerkenswert befand ich die Wiedergabe der Geschich-

te seines Volkes. Niemand wußte, woher es käme, es wäre allerdings nicht der Kontinent Prinm. Die ursprüngliche Population segelte den Legenden zufolge übers Meer bis an die Südküste Prinms und folgte von dort einer Gruppe von Bergen, die sie am Horizont erkannte. Schließlich seien sie hier in der Gegend angelangt und wären geblieben. Ungeachtet der traditionellen Lebensweise verspürten die wenigsten von ihnen zu reisen oder in einer anderen Gemeinschaft zu leben als dieser. Diejenigen, die diesem Drang aus innigsten Herzen jedoch folgen wollen, werden nicht zurückgehalten. Fremde dagegen werden entgegen der Gerüchte tatsächlich geduldet, sofern sie nicht zu viele sind und ewig blieben. Auch betonte Seraph die Verschiedenheit seines Volkes von anderen: Es wäre in seiner Entstehungsgeschichte einzigartig, seiner Herkunft, den Riten bei der Geburt eines Kindes, der Wahl ihrer Namen für sich selbst und die Dinge der Natur, die Verbindung zweier Menschen, die Mythen vom Nachleben – all das fände sich nirgendwo auf Prinm wieder, und manchmal hielten sie sich sogar für so einzigartig, daß es ihnen schwerfiel, als Menschen angesprochen zu werden. Natürlich waren es Menschen wie auch ich und Kyl.

Ich fragte, ob sie sich ihrer Einzigartigkeit gewiß wären oder hörten, daß es noch andere von ihrem Volk auf Prinm gäbe. Wie sie sich sicher sein können, das einzige Dorf dieser Art im Sumpf zu sein. Und die Ältesten bejahten diese Frage, das wußten sie genau. Ich und Kyl argumentierten dagegen basierend auf unserer Erfahrung, daß die meisten Dörfer auf Prinm nicht einmal wußten, wer ihre direkten Nachbarn seien. Erzählte man ihnen, sie lebten in einem Königreich, das ein Herrscher für sich beanspruchte, wären sie verblüfft und wußten gar nichts von einem solchen Menschen. Sie alle stecken wie in hohlen Baumstämmen, führte ich als Analogon an: blind und taub, kennen sich selbst sehr gut, aber was in einer Armlänge Entfernung liegt eben nicht. »Früher gab es einmal mehrere Dörfer hier, aber das ist Jahrzehnte her«, berichtete Seraph und griff damit auf eine Erinnerung

zurück, die nur er und die wenigen Alten des Dorfes hatten. Die Einwohner um uns herum lauschten gebannt: »Die Siedlung am Effelbach bestand einst aus mindestens drei Dörfern, die nach und nach im Sumpf verschwanden. Ehemalige, sie verbindende Pfade wurden geflutet. Nach Rückgang des Wassers waren sie nicht mehr erkennbar und zugewachsen. Siedlungsteile wurden durch unbegehbaren Boden getrennt und irgendwann verlor man den Kontakt gänzlich. So oft, wie der Sumpf sein Antlitz wandelte, wäre es keinem Menschen möglich, eine Verbindung zu weit außerhalb liegenden Ortschaften aufrechtzuerhalten. Irgendwann verstummten einfach die Kontakte aus anderen Siedlungen und wir waren plötzlich allein. Dieses kleine Dorf ist die letzte Stellung, die schon immer auf etwas trockenerem Boden gelegen hatte.«

Die Kinder staunten, dachten sich aber nichts weiter dabei. Kyl staunte ebenso, wollte nun aber wissen, ob es nicht Sehnsüchte weckt, das andere Volk wiederzutreffen, um Kultur und Handwerk auszutauschen. Die Alten antworteten, sie wüßten nicht, wozu das gut sey, schließlich würde man sich im Nachleben wiedersehen – ohne vorher einander gesucht zu haben – und könnte all das dann in Zeiträumen der Ewigkeit nachholen.

Danjur, die ganz in unserer Nähe Platz genommen hatte, konnte uns dagegen noch etwas über die unbekannt Tote im Sumpf mitteilen: Demnach sey ihr Name Lech gewesen: »Sie erschien wohl nur einen Tag nach Abreise des Vaters plötzlich im Dorf, ebenso verwundet und zerrüttet, wie sie es wieder verließ. In angespanntem und aggressiven Ton bat sie um Hilfe, um Versorgung ihrer klaffenden Schnitte. So behandelten wir sie so gut es ging. In beständiger Angst und Eile war sie kaum zu halten, als sie nach nur einer Nacht wieder aufbrach, kaum erholt, kaum genesen. Wie wir fragten, wollte sie uns nicht mehr als ihren Namen sagen; weder erfuhren wir, woher sie kam, noch wieso sie verfolgt wurde. War sie eine befreite Sklavin? Doch wer hielt Sklaven in dieser Gegend? Ich band ihr mein Amulett, den Ring, um

den Hals, damit er ihr Glück auf ihrem weiteren Weg brächte. Doch wie ich hörte, half das nichts.«

»Sie verblutete vermutlich wegen einer Pfeilspitze, die ihr noch in der Lende steckte«, fügte ich an und senkte den Kopf. Auch alle anderen wurden still und gedachten ihres Ablebens.

»Daß wir Zeugen derartiger Gewalt und Verfolgung werden, geschieht nur höchst selten, denn wir sind eine ausgesprochen pazifistische Gruppe.« bekannte Seraph: »Wie können wir einen großen Krieger ehren und mit Stolz betrachten, der innerhalb weniger Augenblicke einem halben Dutzend Männern die Köpfe abschlagen kann? Der in so kurzer Zeit die so lange gereiften Leben erlöschen läßt? Er mag ein guter Kämpfer sein, bewundernswert ist er dadurch aber keinesfalls.«

»Wir erinnern uns natürlich an die verstümmelten Diebe – ich habe mit Heter gesprochen –, aber das ist lange her«, flüsterte mir Danjur im Vertrauen zu: »Vielleicht interessiert Euch *der* Schrein?« fiel sie plötzlich ein. Ich lehnte ab, wollte ich doch noch ein wenig mehr mit dem Ältesten plaudern und dabei den feiernden Menschen zusehen. Viel zu lange war es her, seitdem wir so etwas wahrnahmen. Kyl dagegen ging auf Danjurs Angebot ein und lief mit. Sie griff nach einer Fackel und beide verschwanden in der Dunkelheit.

**I**ch folgte Danjurs bedächtigem und sicherem Schritt durch das nur karg beleuchtete Dorf. Zur Vermeidung unnötiger Brandherde hatte man drei oder vier Fackeln aufgestellt, die die wichtigsten Wege ausleuchteten. In einigen Hütten, so konnte ich es sehen, war man bereits zu Bett gegangen, drehte sich gerade ein letztes Mal zur Seite oder erzählte dem Kind noch eine Geschichte. Um diese friedliche Umgebung nicht zu stören, flüsterten wir einander zu:

»Wie ich hörte, seid Ihr Galortins Schüler«, offenbarte Danjur ihre Neugierde: »Doch dachte ich zunächst, er sey dein Vater!«

»Mein Vater, sagt Ihr? Oh, nein. Wenn dem so wäre, würde ich mich ihm gegenüber anders verhalten und er mich anders zurechtweisen«, scherzte ich: »Die Wahrheit ist«, fuhr ich fort, »Er ist etwas von beiden, von einem Vater ebenso wie von einem Lehrer. Beide zeigen einem die lebendige Welt und die Verborgene dazu. Beide teilen ihre Erfahrungen dem Sohn mit, sehen sie sich doch selbst in ihm. Beide würden, eine ausreichend lange gemeinsame Zeit vorausgesetzt, sein Leben mit dem ihren schützen.«

Wir passierten einen langen Trog, an dem ein paar Schweine lagen oder sich in der nahen Hütte aufhielten. Ich blieb stehen und schaute sie genauer an. Viel zu selten sah ich auf die Details der Natur, Haustiere inbegriffen. Viel zu wenig hatte ich im Laufe meines sonstigen Tagewerks mit ihnen zu tun. Wenn ich mich mit einem Tier näher beschäftigte, dann jagte ich es meist. Und angesichts der Worte, die Seraph einige Augenblicke zuvor hatte verlauten lassen, fühlte ich mich gepeinigt.

»Auch *das* gehört zu meinem Unterricht.«

»Was denn?«

»Zu bestaunen, was dem anderen banal ist. Stets einen Weg zu wählen, den andere unbeachtet lassen.«

»Wozu soll das gut sein?« wollte sie nun wissen.

»Offenkundig dient es keinem Zweck, allenfalls gereicht es meiner Unterhaltung. Jedoch werde ich durch diese Fähigkeit in die Lage versetzt, mich in Dinge und Personen hineinzusetzen und schließlich wie sie zu denken. Verstecke zu finden, an die sonst keiner denkt. Wege zu gehen, die andere für gefährlich halten, bis ich die schließlich widerlege. Schon oft hat mich diese Eigenart zu besonderen Orten geführt, besondere Dinge begegnen lassen.«

»Dann will auch ich Euch heute abend einen besonderen Ort zeigen; einen, der von vielen vergessen wurde, weil er abseits liegt. Weil er sich hinter dichtem Gesträuch verbirgt und es Mühe erfordert, ihn aufzusuchen. Weil sein Hort unscheinbar und geheimnisvoll ist; weil dessen Umgebung

abschreckt, ihn alleine zu begehen!«

Danjur drückte einen auf Kopfhöhe hängenden Ast beiseite, der ihr aus der Hand entglitt und plötzlich in ihr Gesicht zu schlagen drohte. Ich, der ihr gefolgt war, bemerkte das Geschehen und griff ein; hielt den Schwung des Astes mit der festen Hand auf.

»... Und weil der Weg auch nicht ganz ungefährlich zu sein scheint!« schmunzelte ich beiläufig. Fortan hielt sich Danjur hinter mir, deckte ihr Gesicht mit meinem Rücken. Mir dagegen reichte das wenige restliche Licht aus, um mich durch die Unwegsamkeit zu finden und sicher zu treten. Einige Hundert Schritte waren wir bereits vom Dorf entfernt.

Auf Danjurs Anweisung hin liefen wir eine Weile geradeaus, bis wir an einen winzigen Weiher gelangten. Der Boden wurde wieder schlammig und erlaubte kein zu langes Stehen am gleichen Fleck.

»Wo ist es denn nun?«

»Gleich dort vorn, an diesem Baumstumpf«, sprach sie in erfreutem Ton und preschte nun hinter mir hervor. Sie lief auf den etwa brusthohen Baumstumpf zu und stellte sich vor ihm auf. Da sie ihn zunächst mit ihrem Körper verdeckte, wußte ich nicht um ihre Gedanken.

»Höre mir zu, Kyl. Wir befinden uns hier an einem Schrein für Mäßigung und Trost. Fluche nicht, es würde dir Unglück bringen!« – In ihren Augen sah ich den Ernst ihrer Überzeugung. Und obwohl ich selbst nicht abergläubisch war, versprach ich ihr mein angemessenes Verhalten. Nun trat sie auch einen Schritt beiseite: Der Baumstumpf mußte Jahrzehnte alt sein und an dieser Stelle vermodern. So nah dem Weiher, daß sich sein Bild auf der Wasserfläche spiegelte, ragte er kerzengerade empor und präsentierte die an ihm hängenden roten und weißen Baumpilzscheiben. Ich umrundete den *Schrein* und erkannte auf der gegenüberliegenden Seite eine kleine Kammer, in der ein etwa faustgroßer, glatter Stein lag. Ich griff danach.

»Vor längst vergangenen Zeiten«, unterbrach mich Danjur

dabei und berührte meine Hand, »wurde ein Kind geboren, das sich durch überwältigende Selbstlosigkeit und Güte auszeichnete.« – Sie führte nun die von ihr umgriffene Hand zu ihrem Herzen und ließ es mich schlagen spüren. Ich hörte zu. »Das ist so lange her, daß sich mit der Zeit niemand mehr an seinen Namen erinnern konnte. Doch man gestattete ihm, einen Stein aus dem Fluß auszuwählen, der ihn nach seinem Tod repräsentieren sollte. Er wurde in diesen Schrein gelegt und seitdem als dieses Kind selbst betrachtet: Wann immer man an ihm vorübergeht, grüßt man den Stein in Andacht an dieses Kind.« – Und sie grüßte ihn, indem sie sich ruhig atmend und mit geschlossenen Augen vor diesem vermoosten Baumstumpf im Mondlicht verneigte. Sie erhob sich einige Augenblicke später wieder und sah nun wieder auf mich: »Das Kind wählte den Stein nach seinem Ebenbild«, flüsterte ich ihr instinktiv zu, so als habe mir ein Geist die Worte in den Mund gelegt. Erstaunen formte sich in Danjurs Gesicht: »Gratig und schroff die Oberfläche wie sein Ehrgeiz«, strich sie mir über die bartigen Wangen. »Glänzend und schimmernd wie das Wesen seines Vorbilds«, sprach ich dagegen und streichelte sie am Kopf. »Gewichtig wie sein Vertrauen in das Gute und so unauffällig wie er selbst«, schloß Danjur mit leiser werdender Stimme ab und streckte ihr Antlitz mir entgegen. Dabei stützte sie sich wie am Morgen auf meine Arme; ohnehin war ich ihr unbemerkt so nahegekommen, daß ich sie problemlos hätte umarmen können.

Immer tiefer durchdrangen mich ihre glitzernden Pupillen, durchstachen meine Seele. Nun schien es so, als habe sie keinerlei Probleme, bei Nacht etwas zu sehen. Ich dagegen konnte wegen Lichtmangels kaum noch ein Detail an ihr wahrnehmen: »Vielleicht sollten wir den Heimweg antreten?« gebot mir mein Anstand zu fragen. In der Tat befand ich diese Situation als außergewöhnlich schön; jedoch habe ich ein sehr gutes Gespür dafür, wann es an der Zeit ist, bestimmten Dingen nachzukommen. Auch in diesem Moment verließ ich mich ganz auf meinen Instinkt. Danjur schien

mich aber nicht gehört zu haben:

»Die wesentliche Weisheit zur Lenkung unserer Weltgeschichte lautet: Wichtig zu sein, ohne sich für wichtig zu halten.« – Sie sprach diesen Satz so langsam, daß er mir unendlich lang schien: »So hält es mein Dorf seit Ewigkeiten und so war auch der Knabe, dem dieser Schrein gewidmet ist.«

»Eine lobenswerte Ansicht!« flüchtete ich aus. Noch immer wußte ich nicht, worauf Danjur hinauswollte.

»Kennst du denn den Weg zurück? Bei all der Dunkelheit?« – Nun plötzlich zeigte sie wieder Hilflosigkeit, wirkte schwach und beschützenswert. Und den Moment zuvor ... war sie eine Göttin allen Lebens, die Allwissende, der durchtriebenste, anmutigste Geist, den eine Mutter je hervorgebracht hatte. Hatte ich mir ihre letzten Sätze nur eingebildet? War ich durch ihre Nähe so verblendet und paralysiert gewesen? Oder war *sie* es, die mit mir spielte? Ich fügte mich ihr ganz:

»Zurück zum Dorf geht es *dort* entlang!«

»Wie kannst du das wissen?« erstaunte sie angesichts der Tatsache, daß es nun so dunkel gewesen war, daß nicht einmal ich es wagte, ihre Hand loszulassen.

»Galortin, mein Lehrer, schulte mich außerordentlich gut in der Orientierung im Gelände. Und ich erprobe das sozusagen jeden Tag. Verlaufen würde ich mich nie im Leben.« – Letzteres erschien auch mir wie Prahlerei, aber Danjur hatte es ja heraufbeschworen.

»*Lerne dein Leben lang!* sagt mein Meister ständig zu mir«, erzählte ich abschließend, während wir in die von mir vorgezeigte Richtung einschlugen: »*Wenn du dieses Wissen an die Nächsten weiterzugeben fähig und mutig genug bist, hat sich der Sinn deines Daseins bereits erfüllt.*«

»Das klingt weise. – Wir handeln es nicht anders hier. Auch bei uns ist die Anwendung und Weitergabe einzigartigen Handwerks Tradition; es sichert unser Überleben; der Verlust einer Fertigkeit könnte das Leiden für viele bedeu-

ten.«

»Aha«, gab ich zu verstehen.

»Doch wann immer wir uns abwegig verhalten, Trost benötigen, ein vergangenes Leben betrauern müssen; *hier* am Schrein finden wir die Antwort!«

**E**in Dorf, das einen Stein anbetet; Waffen, die mit Blut geschmiedet werden. – Wenn uns dieses Dorf schon so viele interessante Geschichten zu erzählen wußte, was würde mir dann wohl die Welt bieten können?

\*\*\*

## 9 Der Winter

**D**ann schlug ich meine Augen auf und schaute an die Winkel in der Spitze des Zeltes. Eine straffe Schnur war quer gespannt und an ihr hingen zerschnittene Pilze und Pflanzen zum Austrocknen. Ich schaute mich um, wobei ich mich alleine in diesem Zelt wiederfand. Noch immer wunderte ich mich, in einem Zelt aus Holzverstrebungen und einer Lederhaut zu erwachen, sah ich doch zuvor im Dorf nur aus Holz gezimmerte Hütten. Meinen Körper bedeckte lediglich jenes Leinenhemd, das ich ständig zu tragen pflegte. Es reichte mir vom Oberkörper bis zu den Knien; für den alltäglichen Weg stülpte ich es stets zurück, so daß das darüber gezogene Waffenkleid stets über der Hüfte, auf meinen Lederhosen auflag. Danjur mußte mich nahe dem Schlaf entkleidet und hierher verbracht haben. – Was ist nur geschehen? Bis heute kann ich mich an nichts erinnern!

Auf jeden Fall kehrten wir zum Dorf zurück, danach ... verblaßt die Erinnerung. Was mir aber in Gedanken umherging – und das die ganze Nacht – waren die abendlichen Stunden mit Danjur am Schrein. Zeigte sie mir so ihre Liebe? Oder war es eine nicht zu überinterpretierende Eigenart dieser Menschen? Was war ihre Absicht? Was führte sie?, fragte ich mich während der Ankleide. Viel zu früh wurden meine wunderbaren Erinnerungen unterbrochen: Ein Kind schrie.

Wenn man es genau wiedergeben wollte, gab es zunächst ein lautes Poltern, als würden Felsen von irgendwoher herabrutschen. – Aber es gab keine Berge in der Nähe. Das Kind schrie kurz darauf immer lauter, in Stößen, dann ablassend und schließlich verstummend. Ich trat sofort aus dem Zelt heraus und starrte in die Augen einiger anderer, aus ihren Hütten hervorgekommener Einwohner, die das Schreien ebenfalls wahrgenommen hatten und nun dessen Quelle zu orten versuchten. Der Schrei trat wieder auf, sehr laut und hell, dann dumpf und vergänglich. Es kam aus südlicher

Richtung!

Mein Speer steckte direkt neben dem Zelt mit der Spitze voran im Boden. Sofort ergriff ich ihn und rannte in Richtung des Geschreis. Unterwegs, nahe dem Ausgang des Dorfs, begegnete ich Galortin, der ebenso der Wehklagen gefolgt war, begleitet von einigen weiteren Männern. Auch in deren Augen stand der Schrecken, den man ihnen sonst bei aller Überzeugungsgewalt nicht abgewinnen kann: Es ist diese Art von Männern, die mit der Anzahl der von ihnen totgeschlagenen Schlangen prahlen, sobald eine Frau ihnen von ihrem Schrecken vor einer kleinen dieser Kreaturen berichtet. Es gäbe wohl keine, die sie nicht fürchten, und sogar den Zweikampf mit einem Bären scheuen sie nicht! Doch nun sah ich in ihre Augen, sah die Wahrheit dahinter. Das Geschrei des Jungen hatte sie ebenso erblassen lassen wie mich. In ihrer fehlenden Tiefe folgten sie dem Strom zusammenlaufender Menschen.

Sie alle fanden sich an einem Ort, einige Zehner Schritte vor den Palisaden ein, wo sich eine bereits stattliche Menge um etwas sammelte, das ich erst nicht erkennen konnte. Sie alle eiferten, stießen sich in der Hektik, weinten und keuchten. Einige liefen nur herum und suchten Möglichkeiten zur Hilfeleistung. Als ich eintraf, erkannte ich das Problem: Allesamt verweilten um einen scheinbar uralten, mit kleinen Bäumen bewachsenen und an einer Stelle offensichtlich eingestürzten Grabhügel.

So kam ich näher und versuchte eine genauere Einschätzung der Notlage: Ein Schacht war von außen nach innen getrieben worden, nur eine Armlänge breit. Er führte wohl in das Innere des Hügels; nun war er jedoch von einem gewaltigen Felsbrocken verschüttet, der zuvor einer der Decksteine des Grabes gewesen war. So mußte dieser beim Untergraben aus seiner Fassung herausgerutscht sein und lag nun schief in diesem Schacht. Zwei kleinere Bäume wurden bei dessen Heraushebung entwurzelt und lagen außerdem auf. Einige Männer zogen mit allen Kräften an den Wurzeln und Ästen,

einige andere stemmten den Felsen selbst.

Es gehörte nicht viel Fantasie zur Vermutung, daß jemand unter diesem Stein begraben liegen mußte. Doch tot war das Kind noch lange nicht, es schrie immer weiter und so furchtbar, als würden ihm glühende Kohlen eingegeben. Selbst für mich klang es so erschütternd, daß ich mich sogleich motiviert fühlte, alles nur Erdenkliche zur Befreiung des Kindes zu geben.

Nun hatte ich mir meinen Platz unter all den anderen Rettern erkämpft und suchte eine Stelle, von der aus sich der Felsen voranhebeln ließe. Wie ich sah, hatten rund zehn Männer bereits einen der entwurzelten Bäume beiseite gezogen, weitere trugen derweil etwa Kopf-große Steine aus dem Weg. Jedoch war die Deckplatte größer, als sie jemals von einem Mann hätte bewegt werden können: Wenigstens zwei Männer-Längen lang und breit und eine Länge hoch. Ein gerundeter, teilweise mit Erde beklebter, gräulich-weißer Stein, in seiner Härte meinem Willen ebenbürtig.

Männer und Frauen schoben und drückten an diesem Felsen, der sich keinen Fingerbreit rührte. Wann immer sie dieß aber taten, mit Ästen hebelten, dagegentraten und schlugen, schrie der Junge nur noch mehr, da er zu zerquetschen drohte.

Ein letztes Mal schaute ich in die Menge, sah eine weinende und klagende Frau, völlig zerrüttet und ihrer Fassung befreit; war dieß die Mutter? – Fest griff ich meinen Speer und stieß ihn mit ungeheurer Gewalt in eine Spalte unter den Felsen. Mit aller aufzubringender Kraft hebelte ich mit ihm, bis es krachte und er entzweibrach. Anschließend schob ich meine bloßen Hände in den Spalt, stellte mich sicher auf und schob daran, so sehr ich nur konnte. Aber der Felsen rührte sich keine Fingerlänge und die Schreie verstummten. Dann geschah etwas, das ich nie vergessen werde.

Keuchend und schwitzend, mit erschlafften und zerkratzten Händen, mit einem schmerzenden Rücken und einem auf Hoffnung ahnendem Gefühl, schaute ich herum und ent-

deckte in all dem Gerangel und aller Aufregung Galortin, ganz weit hinten; am Rand der Gruppe. Er starrte nur geradeaus, genau auf den Felsen. Dann fiel er langsam auf die Knie und schloß im Niedersinken seine Augen. Die Hände legte er in den Schoß. Nachdem das gesamte Dorf hier angekommen war, blieb er der Einzige, der Ruhe und Verheißung bedeutete.

Während ich noch einige Augenblicke mit den anderen Helfern am Felsen weiterschob, hörte ich aus dem Geschrei heraus, wie jemand Galortin als »Feigling« bezeichnete und ihn ausschimpfte, er solle doch mithelfen. Im selben Moment durchdrang ein leichter, lähmender Schmerz meine Augen, so daß ich sie augenblicklich schloß. Es fühlte sich an, als würde ich tagelang in einer lichtlosen Höhle gewesen sein und nun plötzlich mit dem grell blendenden Tageslicht konfrontiert. Der Schmerz war nicht sehr stark, aber doch so eindringlich, daß ich mein Gesicht vom Felsen abwenden mußte.

Aber noch etwas viel Erstaunlicheres geschah gleichzeitig: Meine Füße erschlafften, konnten sich nicht auf der Stelle halten und insgesamt wurde mein Körper wie von unsichtbarer Hand zurückgezogen! Ich streckte meine strampelnden Glieder dem Felsen entgegen, und entfernte mich dennoch von ihm immer weiter! Wie ich meine Augen für einen Moment blinzeln öffnete, geschah Gleiches mit allen um mich herum! Wenigstens ein Dutzend Menschen wurden, wie ich, wie von Geisterhand zurückbewegt, immer weiter, gegen ihren Willen.

Schließlich geschah das am meisten Bemerkenswerte: Ein Vibrieren, langsam an Intensität zunehmend, erschütterte meine Beine, schien aber von dem Felsen, wenige Schritte vor mir, auszugehen. Jetzt hatte niemand mehr direkten Kontakt zu diesem. Brummende Geräusche erfüllten die Luft, summten und kratzten an meinen Ohren. Dann erzitterte auch der gewaltige Felsen, Partikel aus Erde und kleinere Steine rutschten durch das Beben von ihm herunter. Gestein

schlug in kurzen Abständen aneinander, vibrierte gegeneinander. Und dann – erhob sich der Stein in die Luft.

Ich traute meinen Augen nicht: Der Felsen schwebte tatsächlich etwa zwei Armlängen hoch in der Luft und verharrte dort!

»Zieht ... den Jungen ... hervor«, sprach auf einmal Galortin mit angestrenzter, zerreißender Stimme. Noch immer die Augen geschlossen haltend, hatte sich sein Gesicht in ein Mahnmal höchster Konzentration gewandelt; gespannt und doch beruhigend wie das statuierte Abbild eines Heiligen, dem man ewig während des Gebets beim leblosen Mimenspiel zuschauen konnte.

Die meisten der Anwesenden realisierten zunächst nicht, daß Galortin dieses Wunder geschaffen hatte. Wie die meisten Naturreligionen wurden Erde und Himmel für die Vorgänge in der bewegten Natur verantwortlich gemacht, so daß sich einige auf den Boden warfen und ihr Haupt senkten. Anderen schien die religiöse Interpretation dieser eigenartigen Erscheinungen egal zu sein, und konzentrierten sich weiter auf das Kind, das sie nun auch rasch bergen konnten. Wenige hatten sich Galortin zugewandt, einen kleinen Kreis um ihn herum gebildet. Nachdem der Junge hervorgeholt war, stellte auch ich mich dazu und starrte in sein unbewegliches Gesicht.

Obwohl dessen gesamtes Antlitz unter Spannung stand, tat es sein Körper nicht. Das Herz schien ruhig zu schlagen, die Atmung ging behäbig. Als würde er schlafen (und träumen). Dann endlich – hob er langsam die Augenlider und mußte in wenigstens dreißig erstaunte Gesichter schauen. Mit einem Mal rumste es im Hintergrund, denn der Felsen war wieder aus seinem schwebenden Zustand auf den Erdboden gefallen; und im übrigen bei dieser Gelegenheit in drei Teile zerbrochen.

Der Lärm des fallenden Steins weckte jedermann endgültig auf: Wir, die in einer Gruppe um Galortin standen, drehten uns erschrocken um. Die Betenden wurden ebenfalls

aufmerksam und wußten sich nun gar keinen Rat mehr zu geben. Einige Wenige hatten sich bereits zu weit von diesem Ort entfernt, um den Stein zerschellen zu hören; sie hatten den Jungen zurück ins Dorf getragen und versorgten wohl nun seine Wunden.

»Kyl, hilf mir mal auf«, keuchte Galortin, der ebenfalls in unsere Welt zurückgekehrt war. »Ist der Junge in Sicherheit?«

»Ja, ist er, Meister«, antwortete ich und reichte ihm seinen niedergelegten Stab. Noch nie war ich so stolz auf ihn gewesen. Ihn stützend, gingen wir zurück ins Dorf.

Vor einer Hütte setzte er sich auf einer Bank nieder. Zwei Frauen erschienen und brachten Wasser und eine Schale mit Früchten. Insgesamt wirkte er etwas erschöpft, und ich hatte Mühe, die vielen Schaulustigen zurückzuhalten, die sich den wundersamen Magier anschauen wollten. Schließlich zog er sich wortlos in eine für ihn freigemachte Hütte zurück, wo er sich ausruhen wollte. Und man ließ ihm den Freiraum bis zum Abend.

Kurz vor Sonnenuntergang mochte Danjur nach ihm sehen; später erzählte sie mir, was sich zugetragen hatte.

So betrat sie das Zelt mit einem Lächeln; einem vorausgehenden Blick der Ehrfurcht und des unverkennbaren Stolzes. Viele vor ihr hatten dieses Gefühl empfunden: Eine Mutter, die ihren Säugling nach der Geburt sieht; ein Alchemist, der sein Gebräu nach Jahren der Forschung fertigstellt oder ein Jäger, der eine legendäre Beute eine Ewigkeit jagt, um sie am Ende doch freizulassen. Als sie die Kate betrat, soll Galortin an der Feuerstelle gesessen und mit einer Tasse heißen Wassers in der Hand in die Glut gestarrt haben. Eine Decke hatte er sich wegen angehender Kälte über die Schultern geworfen. Danjur blieb im Eingangsbereich stehen und wollte ihm ihre Ehre erweisen:

»Ihr müßt sehr erschöpft sein. Was Ihr getan habt, erforderte gewiß ein gewaltiges Aufgebot an magischer Kraft und Geister-Energie!«

Galortin seufzte, ohne sie anzusehen. Sein Blick wirkte nun müde und betrauert: »Diese Art der *Vorführung* meiner Kräfte ängstigt für gewöhnlich die meisten Zuschauer. Daher vermeide ich ihre Zurschaustellung, wann immer es geht. Doch ein Leben sterben zu lassen, wenn es verhindert werden kann – daran will ich *nicht* schuld sein!«

»Manche würden sagen, der Tod des Jungen sey gewiß gewesen! Nur Ihr allein habt seinen Tod abgewendet. Und ich danke Euch dafür, auf welche Weise wir das auch immer begleichen können.«

»Geht es dem Jungen denn gut?«

»Sein Bein war eingeklemmt, und ist nun an zwei Stellen gebrochen. Zwei Finger hat er auch verloren. Aber er lebt. Er lebt und ist soweit gesund. Dank Euch! Ich würde gerne hören, wie Ihr zu dieser Kraft gekommen seid.«

»... Und ob Ihr sie erlernen könnt?! Leider nicht. Es ist keine Fähigkeit, die *erlernt* werden kann; etwa so wie der Taschenspielertrick eines Gauklers! Es bedarf einer gewissen *Vor-Prägung*, die ich in Euch nicht erkenne. Aber Kyl besitzt sie. Und noch etwas anderes ist notwendig.«

»Nun was? Ich würde gerne hören, wie Euch diese Kraft entstiegen ist! Dafür bin ich hier! Um von Euch zu lernen!«

»Nun, Danjur, ich fürchte, dieß dürfte nicht mehr als eine Geschichte für Euch werden; jedenfalls nichts, das sich anhand meiner Beschreibungen wiederholen ließe!«

»Laßt es mich dennoch hören«, bat sie ihn und er erzählte es ihr. Dieses Gespräch hatte sie, so möchte ich es nebenbei bemerken, klug angegangen, denn für gewöhnlich ist der Meister verschlossen und erzählt nie über seine Fähigkeiten und Talente. Aber noch viel seltener zeigt er sie; viel zu sehr fürchtet er ihre unkontrollierbare Wirkung; die unsichtbare Gewalt, die innerhalb von nicht erahnbaren Momenten ganze Leben verlöschen läßt.

»Nun, Danjur«, begann Galortin: »Auch wenn es so aussieht, doch hat mich das Anheben dieses Felsens heute morgen nicht mehr angestrengt, als ein Spaziergang über den

örtlichen Markt. Jedoch schwindet mir jedesmal ein wenig meine Ahnenschaft zur Wirklichkeit; ist ein halber Tag vergangen, bin ich meist wie zuvor.«

»Wie meint Ihr das?«

»Ich ... erwähnte vorhin, daß neben einer Prägung noch etwas wichtig sey, um derartige Fähigkeiten zu zeigen – es ist ein Wechselspiel zwischen Mut und Angst. Und für die Erholung von Letzterer benötige ich den halben Tag.«

»Könnt Ihr in Worte fassen, wie Ihr den Felsen habt schweben lassen? Ich verstehe zwar die Magie nicht; aber noch weniger verstehe ich, wie Ihr Dinge bewegen könnt, die Ihr nicht einmal einer Berührung gewürdigt habt! Man berichtete mir von leuchtenden Kugeln und blauen Funken, die Magier ausspeien und von sich werfen können; dieß mag mir wie ein großartiges Wunder erscheinen, denn ich kann weder ergründen, woher die Funken stammen, noch woraus sie gemacht sind. Doch dieser Felsen ..., den kenne ich sehr gut: Er ist nicht anders als andere Steine, wenn auch sehr groß. Ich kann ihn betasten und wenn ich ihn entzweischlage, weiß ich bereits vorher, wie er innen aussieht. Was Ihr allerdings heute morgen gezeigt habt, wirkte auf mich, als würde ich eines Tages ein Vogelei aufschlagen, das mit Wolle gefüllt wäre! Also eine Sache, die ich zu verstehen glaubte, und mich dann doch überraschte! Genauso war es mit dem Felsen!«

»Für mich ist die Bewegung wirklicher Dinge weitaus herausfordernder als das Entzünden einer qualmenden Asche, aus der bunte Funken blitzen! – Als ich die Augen fest verschlossen hielt, ergeht es mir meist wie im Traum: Ich sehe die Formen vor mir und kann sie beeinflussen. Die Dinge sind auf das Wesentliche reduziert; nur die Kanten der Körper, hohle Formen, Schatten. Und trotzdem so detailliert gezeichnet, als hielte ich sie in meinen eigenen Händen! Wie ich sagte, träume ich hin und wieder von solchen Umgebungen und Gegenständen, die ich vor meinem geistigen Auge drehen und formen kann. Konzentriere ich mich wei-

ter, forme ich die Welt, als grübe ich mit meinen Fingern Erde aus dem Boden und würde daraus, mit ein paar Kieseln und herausgerissenem Gras vermengt, ein Haus für Mäuse bauen! Als wäre ich allmächtig! – Ich sage dieß nur ungern und in Demut, denn diese Fähigkeit kann helfen oder töten; mit nur einer Hand könnte ich Gegner in die Knie zwingen oder eben Steine schweben lassen. Wann immer und aus welchem Grund heraus ich diese Macht jedoch präsentiere – stets wird sie Gefahr bedeuten und sollte vermieden werden. Aller vorher ausgesprochenen Voraussetzungen ungeachtet, bleibt das wichtigste zur Ausübung dieser Macht der Mut zur Tat selbst.«

»Wie meint Ihr das nun wieder?«

»Kurz bevor ich wirke . . . , sehe ich mich an einem Abgrund stehen, dessen Boden ich nicht sehen kann, so weit liegt er unter mir. Ein Absturz würde meinen Tod bedeuten. Wenn ich jedoch meine Kräfte ausspielen will, muß ich den Schritt nach vorne wagen. Meine Augen sehen die Tiefe, meine Erfahrung verheißt mir den sicheren Tod. Wirken kann ich nur, wenn ich mutig genug bin, in den Abgrund, ins Nichts, zu treten. Bin ich mir meiner Fähigkeit nicht absolut sicher, werde ich fallen. Doch glaube ich fest genug, dann werde ich schweben und schließlich auf die Dinge um mich herum Einfluß nehmen können. Dann sehe ich die Welt wie mit offenen Augen, viel klarer und eindeutiger, ungeschönt und wahr. Und erst dann läßt sie sich nach meinem Willen verändern.«

Danjur soll sich mit dieser Antwort zufriedengegeben haben, und tat nun sogar noch einige weitere Bemerkungen mich betreffend, wie ich wiederum später von Galortin erfuhr. Sie würdigte meine unbewußte Handlungsbereitschaft, wenschon ich nicht zur Rettung des Jungen beitrug:

»Mir fiel auf«, soll Danjur gelächelt haben: »daß Kyl in seiner selbstlosen Gesinnung Euch ganz ähnlich ist, möglicherweise habt Ihr ihm als Vorbild gedient. Und wenschon er wie ein rauher, grober, ungewaschener Wilder erscheint, und

Ihr – bei aller Ehrerbietung – wie ein alter, müder Wanderer; so habt ihr doch eine Form der Hilfsbereitschaft gemein, die zuerst verborgen, dann alles überstrahlend ist. Kyl zum Beispiel zögerte keine Sekunde, seinen neu geschmiedeten Speer als Hebel zu gebrauchen, und dann, da er abgebrochen, mit den bloßen Händen weiterzumachen, ungeachtet aller Wunden. Dieß beweist mir, daß ihm ein Leben wichtiger gewertet wird als jeder Gegenstand; jedes noch so nützliche, glänzende, an Wert erinnernde Ding, das sich jederzeit ersetzen läßt und keinen Vergleich zu menschlicher Bindung erlaubt! Vielleicht ist es das, weshalb er mich so sehr interessiert.«

Ihr letzter Satz brachte mich besonders in Verlegenheit. Aufgrund mangelnder Erfahrung vermied ich deshalb noch einige Stunden lang einen direkten Kontakt zu ihr. Am Abend dieses Tages traf ich sie wieder.

Wir begegneten uns auf dem Dorfplatz. Gerade war ich vom Schmied gekommen, der mir aus Dankbarkeit für die Rettung des Jungen einen neuen Speer gefertigt hatte. Danjur trat mir wortlos entgegen und betrachtete mich mit überwältigend schmachttenden Augen. Ich gebe zu, in meinem Leben bislang nicht wirklich gelernt zu haben, was dieß vollends bedeutete. Es ist eine der wenigen Sachen, die man nicht durch Lesen oder mündliche Weitergabe von einem Erwachsenen erfahren kann; es ist eine Sache, die – und das weiß sogar ich – selbst erfahren werden muß.

»Ich war gerade bei dem Jungen; er hat Besuch von Galortin«, ließ sie mich wissen. Ich nickte stumm.

»Ich ... « – Ihr Wortlaut stockte, wir schwiegen uns an. Seitdem ich ihr begegnet war, hatte ich nun das erste Mal das Gefühl, ihre kalte Überheblichkeit durchbrochen zu haben. Schon ein paarmal war unter ihrem undurchdringlichen Harnisch der Abweisung das glühende Selbst hervorgetreten, das sie innerlich ausfüllte. Und nun stand sie mit gänzlich abgelegter Rüstung vor mir.

»Ihr wolltet mich etwas fragen?« begannen meine gewähl-

ten Worte, obwohl wir beide die nächsten zehn Sätze bereits in ihrem Wortlaut kannten. Den Speer hielt ich vor mich mit beiden Händen, dann trat sie heran. Abermals stützte sie sich auf, um dem Gesicht am Ende meiner körperlichen Größe nahezusein. Diesmal aber umgriff sie statt meiner Hände den Schaft des Speeres.

»Ich frage, ob Ihr die nächsten Monate bis zum Ende des Winters ... hier bei uns verbringen wollt.«

Selbstverständlich war meinem weitreichenden Geist klar, daß dieß nicht aus Ehre des Angebots wegen anzunehmen sey – denn ein so isoliert liegendes Dorf, das eine so aufeinander abgestimmte Gesellschaft zusammenfaßt, stellte wohl nur höchst selten ein Angebot wie dieses heraus. Vielmehr schien es Danjurs Wunsch selbst zu entsprechen, mich in ihrer Nähe zu haben. Und ich sehnte mich gewissermaßen ebenso danach wie sie. Diese *Prüfung*, die Errettung des Knaben betreffend, schien den Einwohner als Beweis für die Vertrauenswürdigkeit zu gereichen, auf die sie hier so viel Wert legen. Und gerade die Tat Galortins schien jenem Ethos des verkündeten Pazifismus bis ins Detail zu gleichen – Kraft anzuwenden, ohne jemandem zu schaden.

**M**an wies uns eine der leerstehenden Hütten am Rand des Dorfes zu. Für die Niederschrift meiner Erfahrungen hatte man mir extra einen kleinen Tisch gezimmert und Schreibpapier mäßiger Qualität zur Verfügung gestellt. Ein Stück Schilfrohr als Schreibstift aufzutreiben, das war hier in der Umhüllung des Sumpfes das geringste Problem.

Beinahe jeden Abend schrieb ich über das niedrige Pult auf, was ich sah und erfuhr. Das Dorf kannte so etwas wie die Schrift nicht; Geschichten wurden erzählt und mündlich weitergetragen. Erlerntes wurde nicht gezeichnet, sondern gezeigt. Umso interessanter war es für mich, den Einwohnern von Effelbach eine Chronik niederzulegen, als Dank für ihre Gastfreundschaft über den Winter hinweg.

So beobachtete ich den Werdegang der Kinder, den Tratsch

der Alten, die Prahlerei der Halbwüchsigen. Ich hörte von den Ältesten ihre Erinnerungen und bannte sie in unvergeßliche Worte ein. War ein etwa handbreiter Stapel Papier beschrieben, vernähte ihn mir eine Frau am Rücken zusammen und ich stellte das fertige Buch in ein Regal.

Daß die Einwohner des Lesens nicht mächtig waren, schienen sie nicht zu verwirren oder meine Tätigkeit als unnütz ansehen. Sie wiegten sich in Beruhigung, solange es überhaupt etwas Unveränderliches unter ihren Gegenständen gäbe, das sie um den Bestand ihrer Vergangenheit wissen ließ.

Doch nicht nur das tat ich für die Einwohner: Während Kyl fast täglich mit einer Gruppe Männer jagen ging, zeigte ich den Verbliebenen und Interessierten, wie man trotz einer Kniehöhe Schnee eßbare Wurzeln im Boden ausmachen konnte oder sich Geschmackvolles hinter der Baumrinde finden ließ. Für mich selbst bedeutete das Aufspüren dieser Dinge keine besondere Mühe, war ich doch an dieses Leben gewohnt und ernährte mich seit Jahren nicht von Angebautem, sondern direkt aus der Natur.

Ich zeigte ihnen, wie sich die Säfte aus Pflanzen durch gemächliches Auskochen extrahieren ließen; wie man Erden zur Heilung mischt; wie man Wunden behandelt; und lernte dafür von ihnen neue Pflanzen und deren Anwendung kennen, die nur in diesem Sumpf zu wachsen schienen.

Gegen Abend kehrte Kyl zurück ins Haus, wo ich bereits etwas Gekochtes vorweisen konnte. Im flackernden Schein des Feuers berichtete er mir von Erlebtem; was sich im Sumpf jagen ließe und wie er Spuren im Schnee gelesen hatte. Einmal betonte er, wie außergewöhnlich schwierig es sey, sich über angefrorenen Schnee an Beute anzupirschen, würde seine Oberfläche doch beim geringsten Belasten zu brechen beginnen und knirschen.

Ich mochte diese Geschichten und es war alles wie früher. Mit dem Unterschied, daß wir nun einen Winter in einer beheizten Unterkunft verbrachten, anstatt uns mit aufgestell-

ten Tannenzweigen vor dem kalten Schnee zu schützen oder in einer feuchten und noch viel kälteren Höhle Unterstand zu suchen. So ergänzten wir das Dorfleben mit unseren Talenten und genossen im Gegenzug die ehrbare Gegenwart dieser einfachen Menschen. Und in Anbetracht unserer bisherigen Abscheu vor einer Gesellschaft bedeutete dieß für uns eine ganz neue Erfahrung.

Für Kyl bedeutete diese selige Jahreszeit außerdem die Begegnung einer großen Liebe, die so überwältigend bereits dann wirkte, wenn man ihnen nur beim Küssen zusah. Wie mochte sie erst außer sich gehen, wenn beide beieinander in ihrer Hütte schliefen?

Eines Tages jedoch endete auch dieser Traum: Der Schnee taute von Tag zu Tag mehr ab, der ursprüngliche Bewuchs des Bodens trat hervor; Eingelagertes wurde gegen frisch Gewachsenes ausgetauscht.

Auch ich war abermals ein Jahr älter geworden, erfahrener und verstimmter. Hatte ebenso viele Seiten beschrieben, wie Kyl seinen Speer in ein Tier gerammt hatte. Und es bedeutete das Ende unserer Zeit in Effelbach.

Denn wie vereinbart, gewährte man uns Unterkunft über den Winter; im Frühling hätten wir, wie jedes andere Lebewesen auch, davonzuziehen und das Leben auf andere Weise zu begreifen. Schon Tage vor unserer eigentlichen Abreise, die mit dem Sichelwert der Mondscheibe vorausgesagt wurde, gab man ein großes Fest zu jedem Abend. Über die Zeit war mir jeder einzelne der Dorfbewohner vertraut geworden, ich wußte annähernd alle Namen. Unzählige Geschichten hatte man für mich zusammengetragen, die ich aufschreiben sollte. Manchmal standen bis zu drei Menschen gleichzeitig vor meiner Räumlichkeit, darauf wartend, eine vage Erinnerung ihrer Großeltern von sich zu geben; von einem neuen Weidegrund zu berichten oder einem besonderen Fund im Sumpf.

Wie unsere Zeit kam, übergab ich diese facettenreiche, gewiß nicht historisch korrekte oder kaum übertriebene

Chronik dem Ältesten und mein Schreibzeug dem Jüngsten, einem erst vier Jahre alten Kind. Es bedeutete in seinem Symbol, daß er die Chronik fortführen solle; geschrieben mit jenen Zeichen, die ich allen anwesenden Kindern über die Monate beizubringen versuchte.

Auch Kyl hatte einen nachschimmernden Eindruck insbesondere auf die Männer hinterlassen, eiferten sie doch seinem Jagdgeschick und Mut nach. Was ich bis heute nicht verstehen konnte war die Tatsache, daß auch Kyl und Danjur sich trennen wollten. Sie beide ließen einander im Einverständnis, in Frieden und guten Wünschen gehen. Aber ich glaube, Danjur forderte im Gegenzug seine Rückkehr an einem Tag in der Zukunft – warum sonst hätte sie ihm eines ihrer Amulette mit auf den Weg gegeben?

An einem noch recht kalten Morgen verließen wir das Dorf Effelbach und suchten uns ein neues Ziel.

\*\*\*

## 10 Die Flucht

**M**ehrere Leute aus Effelbach hatten mir berichtet, einige wenige aus östlicher Richtung kommende Händler hätten von einem Gebirge erzählt, dessen Überwindung mühselig sey, jedoch mit einer unfaßbar schönen Landschaft belohnen würde: Von Hochwiesen; hohen Felswänden, deren Ende nicht erkennbar ist. Von Wasserfällen und kleinen Seen inmitten der Berge. Von reichlich Wildgrund und unerforschten Landen. Immer wieder betonte man eine Gesteinsformation namens *Mauer des Prinzen*, vor deren Anblick man – benebelt von ihrer Gewaltigkeit – von selbst und willenlos auf die Knie fiel.

Dieses Gebirge würde mit seinem südöstlichen Ausläufer in einer Region auf Primm liegen, die von allen in Übereinstimmung lediglich als *Die Flucht* bezeichnet wurde. Woher der Name stamme, wußte niemand. Ich und Kyl waren jedoch bereit, dieses Geheimnis zu ergründen.

Und so machten wir uns auf den Weg in eine noch fernere Region dieser Welt. Niemals ließe sich in Erfahrung bringen, ob diese jemals schon jemand besucht hat. Niemals ließen sich die ewigen Nächte zählen, die wir benötigten, um uns dem Gebirge auch nur anzunähern. Aber wünscht man sich in einem solchen Fall eine Karte, auf der man sieht, wie wenig man erst vorangeschritten ist? Wäre es nicht motivierender, einfach immer weiterzulaufen und mit der Illusion zu leben, sein Ziel eines Tages wirklich zu erreichen? Nicht weiter darüber nachzudenken, was man am Ziel wirklich will, sondern viel lieber zu vergessen, warum man diese ewige Reise überhaupt angetreten hat?

Ich lebte all die Monate so innig mit der Natur, wie ehemals als Knabe: Da legte ich mich, bevor die Sonne am höchsten stand, vor unserem Haus ins Gras und starrte in den Himmel; verfolgte die Wolkenbänder. Und wie ich von meiner Mutter gerufen wurde, war es abends und sie brachte mich zu Bett. Damals wirkte die Dauer eines Tages wie der Moment ei-

nes Schmerzes: Stechend und intensiv, wobei man zunächst glaubt, ihn nie vergessen zu können, und es am nächsten Morgen doch wieder vergessen ist.

Ein Konzert der Laute hörte ich beim Anblick jedes Baumes, jeder Weite, und ich verliebte mich in sie. Niemals war ich der Natur näher, dem Zweck meines Daseins, der Achtung vor mir selbst. Wenn ich vor dem Effelbacher Winter jedes Jahr um mein Ableben hoffte, so dachte ich nun überhaupt nicht mehr darüber nach, sondern ließ an mich herantreten, was wollte. Wäre ich eines Tages nicht mehr erwacht – Kyl hätte mich begraben und selbst zurechtgefunden, vielleicht wäre er nach Effelbach zurückgekehrt. Doch bis zu diesem einen Morgen würden wir zusammen reisen, aufeinander aufpassen, uns gegenseitig Geschichten erzählen.

Schließlich blickten wir auf ein verstrichenes Jahr zurück und es näherte sich der Winter. Die Ebenen wandelten sich in weiße Flächen aus Schnee, über denen der geheimnisvolle Nebel stand und die wenigen darauf wachsenden Bäume im Dunstschleier verschwinden ließ. Dieser Anblick erweckte tiefste Sehnsucht in mir.

Kyl hatte uns schon recht früh in diesem Jahr mit Kleidung für den Winter versorgt: Sowohl Füße und Beine als auch der Oberkörper waren nun mit wärmendem Fell vom Fuchs, Hirsch und Wildschwein bekleidet. Wenn wir darin schliefen, machte es uns wenig aus, ohne Unterschlupf auf der weiten und windbeherrschten Ebene zu nächtigen. Und in diesem Jahr schlief ich auch die meisten Male mit einem gesättigten, zufriedenen Lächeln ein.

Einige Tage später hatten wir uns einigen Gebirgszügen am Horizont in östlicher Richtung weiter angenähert. Doch anders als alles bisher Gesehene erstreckten sie sich offenbar bis in die Unendlichkeit dahinter.

Dieses Ziel vor Augen, dauerte es nur Tage, bis wir die ersten Ausläufer erreicht und überwunden hatten. Je hö-

her wir uns ins Gebirge hinaufwagten und damit von der weitgehend sicheren Ebene entfernten, desto mehr fragten wir nach der Motivation unserer Taten: War es das bloße Ergründen dessen, was hinter diesem Gebirge lag? Suchten wir nach einer neuen Zivilisation innerhalb der Felsstürme? Gab es ein verborgenes Tal, das es zu erforschen galt? Eine neue Heimat? Den Tod?

Beim Aufstieg verschnaufend, schweifte ich meinen Blick hinaus in die Freiheit und erinnerte mich an die vergangenen Jahreszeiten. Was ich zu sagen versuche, ist – und das mag ebenso lächerlich wie unglaublich klingen – daß wir in all der Zeit keiner menschlichen Seele begegnet sind. Keinem Händler, keinem Reisenden, keiner Siedlung. Als wäre diese Welt leer.

Und ebenso frei von Sinn und Grund fühlte sie sich an – wofür nahmen wir all diese Strapazen auf uns? Normalerweise mußte ich immer Kyl bei solchen Fragen Beruhigung aussprechen, doch heute war er es, der uns immer weiter über die Gipfel trieb.

Am zehnten Tag der Überquerung des Gebirges erreichten wir eine größere Ebene, umringt von Bergen. Auf der täglichen Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit hielt ich Ausschau nach größeren Baumwurzeln, engen Hainen oder Felsunterständen, während Kyl sich auf die Jagd begab. Anders als im Vorgebirge wurden die Nächte hier oben recht eisig, da der Wind ungebremst durch die Talengen piff, dabei Hagel und Schnee transportierte.

Nun bewegte ich mich entlang eines ausgetrockneten Bachbetts, das mit großen, unförmigen Steinen aufgefüllt war. In der Nähe einer windfangenden Baumgruppe rollte ich daher einige dieser Steine zusammen, um mit einem Ring eine Feuerstelle abzugrenzen, und begann mit dem Zusammentragen trockenen Holzes. Dann fiel mir etwas auf, das ich in diesem Gebirge bisher noch nicht gesehen hatte.

Östlich von mir, nicht weit entfernt, ragte ein gewaltiger, spitzer Berg in die Wolken empor. Wogen aus Erde und



*Die weite, schneebedeckte und mit Nadelgehölz bewachsene Ebene, zehn Tage nachdem wir die Überquerung des Gebirges begonnen hatten. Noch immer ist am Horizont kein Ende der Flut an Bergen zu erkennen, immer höhere Gipfel treten in unseren Sichtbereich. Die Wälder sind, da es an Besiedlung fehlt, reich mit Wild bestückt, das an unsere Jagdtechniken nicht gewöhnt ist und somit leicht zu treiben ist.*

Bäumen schürzten seinen Fuß, stämmig ragte er wie der Zahn aus einem Kiefer. Doch seltsam schien mir anzusehen, daß dieser spitze Berg gespalten aussah; als habe ein Titan mit seiner Faust darauf geschlagen. War dieß die Mauer des Prinzen? Und wenn nicht – wie auch immer dieß hieße (falls es einen Namen hatte), so war es doch beeindruckend groß.

Was nun meine Aufmerksamkeit erregte war etwas, das wie ein in einer Felsspalte verborgener Höhleneingang aussah. Schwarz und oval, und dabei zunächst nicht entscheidbar, ob es lediglich eine im Schatten liegende Nische wäre. So ging ich näher heran, kletterte die Schutttschürze hinauf und mit jedem Schritt wurde ich sicherer – es war tatsächlich eine Höhle!

Kyl mußte mein Vorhaben beobachtet haben, denn er kam



*Der gewaltige, gespalten wirkende Berg, an dessen Fuß der Eingang zur Höhle lag.*

mit zwei auf den Speer gepfälten Kaninchen herbeigelaufen, so daß wir einander an der Höhle trafen und sie betraten.

Ein enger Einschlupf bewahrte sogar die ersten Meter vor Sonnenlicht, so daß wir mit vorgestreckten Armen vorangingen. Kyl richtete seinen Speer voraus, möglicherweise war die Höhle von einem Bären bewohnt. Doch auch auf unser Rufen hin regte sich nichts in der Dunkelheit.

Ein trockener und windgeschützter Ort hießen uns willkommen, so daß wir das von mir zusammengetragene Feuerholz nachholten und in einem etwa zwei Männerlängen hohen Raum ein winziges Feuer entzündeten. Mit dem Auf lodern des Brandes wurden Kritzeleien an den Wänden enthüllt, die uns bannten und unterhielten. Waren es Schriftzeichen oder naturgegebene Strukturen? – Das konnte niemand entscheiden.

Kyl schlachtete die Kaninchen, während ich mit einer Fackel herumging und mir die Symbole an den Wänden näher betrachtete. Manches war wie eine Mondsichel ge-

formt, anderes zeichnete nur einen unförmigen Umriß nach. Mit schwarzen Strichen auf grauen und braunen Grund gezeichnete Dreiecke und Kurven waren ineinander verwoben, wiederholten sich aber auch nicht, wie man es von einer Schrift aus wiederkehrenden Buchstaben, welcher Sprache sie auch immer nachstellten, erwarten würde.

Mir fiel weiter auf, daß wir noch nicht die hinterste Kammer der Höhle betreten hatten; ein Durchgang führte weiter ins Schwarze. Also unterbrach Kyl seine derzeitige Tätigkeit und entfachte eine unserer letzten, mit Leinen unwickelten und in Bienenwachs getränkten Fackeln, die natürlich sehr viel heller leuchteten als ein einfaches Stück brennendes Holz. Nach einem wenige Schritte langen Durchgang erreichten wir eine weitere Kammer, kleiner als die erste, und leer. Von dort führte abermals ein bodennahes Loch weiter in den Berg hinein.

Bückend quetschten wir uns voran, husteten von dem Qualm, den uns die Fackel entgegenloderte. Was nur konnte sich so weit hinten verbergen? Diese Frage wurde mir augenblicklich beantwortet, denn ich riß Kyls Fackel auf eine Stelle am Boden, an der ich ... ein Buch liegen zu sehen glaubte! Und in der Tat war es ein dickes Buch mit rotem Umschlag, das mit einer Staubschicht einfach so auf dem Boden lag! Es trug die Aufschrift *Vom Herausschauen: Deutungen aus Sehnsucht*.

Ich erinnere mich, noch nie in meinem Leben über einen Fund so verwundert gewesen zu sein; doch es zeigte sich, daß es erst der Anfang war.

Kyl stieß beim Herumleuchten auf ein Regal voller Bücher, einen niedrigen Schrank mit leeren Flaschen und zwei Fässer. In einer anderen Ecke dieser gegenüber der ersten etwa doppelt so großen Kammer dieser Höhle beleuchtete unsere Fackel einen Tisch mit herumliegenden Blättern und Zeichenwerkzeugen, Tintenfäßchen und dergleichen, einen Kleiderhaken mit Jacken daran, ein Schreibpult und einen Stapel Feuerholz. Danach entdeckte Kyl noch einige Kerzen,

die auf Felsvorsprüngen und den Möbeln aufgesetzt waren, und entzündete diese nach und nach. Als alle Kerzen leuchteten, erfaßten wir den ganzen Umfang der Entdeckung:

Jemand hatte sich in dieser Kammer eine Wohnung oder Arbeitsstätte eingerichtet! Es gab eine Feuerstelle, einen Arbeitstisch, Stühle, Regale mit Vorräten und sogar so etwas wie ein Bett, das erst gar nicht als solches erkennbar gewesen ist. Um genau zu sein, sah es so aus, als wäre ein Teil der seitlichen Höhlenwand eingestürzt und hätte etwas unter sich begraben: Unter dem massiven Fels schauten gerade noch zwei Bettpfosten und die Reste eines Körpers hervor, genau genommen die Beine eines Menschen. Es mußte im Schlaf überraschend geschehen sein.

Was von ihm übrig war, lag mumifiziert vor; das paßte auch zum Rest seiner Einrichtung und dessen Zustand: Dicker Staub und Dreck überzog beinahe jeden Gegenstand dieser Einrichtung, die Kerzen waren wohl seit Jahren nicht mehr entzündet worden.

Da wir nichts für den armen Mann tun konnten und auch seine Identität nicht kannten, kam uns der Gedanke, seine Wohnung wenigstens für eine Weile zu bewohnen. Sie wäre uns ein hervorragender Schutz gegen die steife Witterung außerhalb und ermöglichte uns ein paar Tage Ruhe, bevor wir den beschwerlichen Weg fortsetzen wollten.

Doch die eigentliche Überraschung kam uns erst, wie wir seine Aufzeichnungen examinierten: Das, an dem dieser Mensch hier inmitten des Gebirges völlig alleine gearbeitet hatte, war eine Karte! Eine Karte der bekannten Welt Primm, die er offenbar von den Höhlenwänden abzeichnete!

Zunächst ließ sich in meinem faszinierten Geist nicht ordnen, was mich mehr beeindruckte: Daß dieser Kartograph nun erstmalig eine Weltkarte gezeichnet hatte – die es im übrigen nie zuvor gegeben hat! Oder daß er sie nach einer Vorlage zeichnete, die aus an die Höhlenwand verbrachten Symbole und Linien bestand.

Wir hatten diese Zeichen bereits in der ersten der drei

Kammern bemerkt; doch wer hatte sie gezeichnet? Die *Ureinwohner* von Prinm, die alle Berge, Strände, Inseln, Wälder und Sümpfe, Seen und Flüsse bereist hatten? Wurde deren Wissen in jener *Karten-Höhle* aufgezeichnet und geriet dann über die Jahrtausende in Vergessenheit? Ebenfalls denkbar, aber keinesfalls beweisbar ist, daß die Zeichen an den Wänden von jenem erschlagenen Kartographen selbst stammen, der die tobenden Geister seines aus Einsamkeit verwirrten Selbst spielen ließ. Sowohl die mysteriösen Symbole als auch die Karte selbst wären dann seiner Fantasie entsprungen und damit nichts wert. Keine der Annahmen ließ sich belegen oder verwerfen.

**S**o hielten wir uns beinahe zwei Wochen in der Umgebung der Höhle auf, so daß ich die Gelegenheit erhielt, mich in die Tagebücher des toten Kartographen einzulesen. Diese fand ich, in sechs Bänden, zwischen all den anderen Büchern im Regal. Demnach sey sein Name Hekaposh; zu seiner Herkunft oder Motivation verrät er nichts, er habe aber eine Schwester fern von ihm. Der Großteil seiner täglichen Beobachtungen bezieht sich auf die Überwindung seiner unstillbaren Einsamkeit; der Herstellung von Tinte durch Auskochen von Knochen und Vermischung mit Ruß; der Suche nach Essen; der Sehnsucht nach einem menschlichen Wort außer dem seinen. Glaubt man seinen Aufzeichnungen, waren die Kritzeleien an den Höhlenwänden tatsächlich vor ihm da und er zeichnete sie lediglich auf eine verständliche Karte um. Dieß sey sein Lebenswerk, behauptete er von sich.

Immer wieder fiel mir ein, welch gewaltigen Zufall es bedeutete, hier inmitten des unüberschaubaren Gebirges auf jene eine Höhle zu stoßen, die von so einem interessanten Menschen bewohnt war. Wenn es denn wahr wäre – daß seine Karte das reale Abbild von Prinm ist – bedeutete dieß einen unermeßlichen Schatz in unseren Händen. Denn seit Jahrhunderten reisen die Menschen umher und versuchen sich an Karten; leben jedoch nicht lange genug, um sich alle

Regionen anzuschauen!

Während es für mich eine großartige Zeit der Forschung und Weiterentwicklung meines Geistes bedeutete, drängte Kyl von Tag zu Tag darauf mehr, nun endlich weiterzuziehen. Er sah im herannahenden Winter eine Kulmination, die sich in dieser Höhle und mithilfe des wenigen Wilds der umliegenden Wälder nicht überleben ließe.

Ich dagegen stand wieder einmal vor der alleinigen Frage in meinem Leben – was wäre das Richtige? Und würde ich mich dieses Mal dafür entscheiden? – Ziehen wir weiter und finden in den nächsten Wochen keinen Abstieg oder vergleichbaren Unterschlupf, ist uns der Tod gewiß. Bleiben wir hier, in trockener und sicherer Geborgenheit, könnten wir verhungern.

Auch den Jungen, der unter dem Hügelgrab bei Effelbach verschüttet wurde, stellte ich vor die gleiche Frage: Ich strich ihm über den Kopf und versuchte ihm die Zweifel auszuräumen, wie er mit seinem zerschmetterten Bein zu leben hätte. Er wußte nicht, daß ich seine Rettung bewirkt hatte und wir plauderten vollkommen ohne Dank und Bescheidenheit: So sagte ich ihm, daß der Körper dem Geist stets unterlegen sey; und solange er die Welt mit seinen Sinnen erkenne und Wunderbares zu erleben fähig sey, solange sey es nicht so schlimm.

Was ich damit zu sagen gedenke ist das folgende: Auch hier stellte sich die Frage, ob die Befriedigung des gefräßigen Geistigen, sprich *seiner Neugierde*, über das Wohl des Körpers zu stellen sey. Blieben wir den Winter über, um aus Hekaposh' Schriften zu lernen, oder geben wir uns dem Trieb, dem Bedürfnis nach einem sicheren Ziel hin? In diesem Fall wären wir jedoch gezwungen, die Karte und die Aufzeichnungen in unzähligen Büchern zurückzulassen, und damit einen unersetzlichen Schatz aller Menschen dieser Welt. Wäre es nicht wert, dafür etwas ungewisser in die Zukunft zu gehen? Etwas zu riskieren?

**I**m Nachhall der von uns getroffenen Entscheidung möchte ich die letzten Worte des Kartographen zitieren; den kurzen und letzten Absatz seines abschließenden Tagebuchs; datiert auf ein mir unbekanntes Datum, das sich nicht übersetzen läßt:

Ich werde nicht ewig leben. Aber was ich zu erzählen habe; was ich geschaut und erlebt habe; was ich niederschrieb in ein Buch mit knochenschwarzer Tinte — das wird ewig sein.

\*\*\*

# Der Kontinent Primm

